Der gehörnte Siegfried ein Volksroman.

Zweyer Theil.

von
Christian Wilhelm Kindleben,
der Weltweisheit Doktor und der freyen Künste Magister.

Neue, ganz umgearbeitete und stark vermehrte Ausgabe.

1783.

Einleitung.

„Ist das Büchlein auch hübsch lustig zu lesen?“ so fragte ohnlängst ein alter Bürger, der einem Bücherantiquar einen alten Roman, Geschichte eines unglücklichen Seefahrers betitelt, unter dem Vorgeben abkaufte, daß er seiner jungen Frau mit diesem Buche die Zeit vertreiben, und insonderheit die langen Winterabende verkürzen wollte. Der Antiquar antwortete: „lustig und traurig,“ wie mans nimmt. „Desto besser,“ antwortete der Bürger, und steckte sein Buch ein, nachdem er lange darinn geblättert, und es hinten und vorne besehen hatte.

Aus der verkehrten Art, wie der Bürger das Buch hielt, merkte der schlaue

Buchhändler, daß der ehrliche Mann nicht lesen konnte, und nahm sich die Freyheit, ihn zu fragen: „Wenn Sie aber, wie mich dünkt, nicht lesen können, guter Freund, wie wollen Sie denn mit dem, was Sie da gekauft haben, Ihrer Frau die Zeit vertreiben?“ „So mag Sie es denn selbst lesen, erwiederte er, und ich höre zu. Es wäre mir aber doch lieber gewesen, er hätte mir ein Buch verkauft, das sich von selbst lesen läßt, ohne drauf studirt zu haben.“

Diese Frage des einfältigen Bürgers: **Ist das Büchlein auch lustig zu lesen?** ist bey vielen Leuten, welche Bücher, sonderlich Romane, kaufen, oder von den Bücherverleihern entlehnen, die Hauptsache. Sie fragen nicht nach dem innern Gehalt des Buchs; sie kehren sich nicht an das Urtheil, welches vernünfti-

ge,

ge, uneingenommene Kunstrichter darüber fällen; sie sehen nur obenhin den Titel an, und fragen, ob viel Späße und Schwänke darinn vorkommen, sollten sie auch von der niedrigsten Art und recht zur Belustigung des Pöbels eingerichtet seyn. Doch, man muß einem jeden seinen Willen lassen, und man kann's freylich nicht wehren, wenn der eine dies, der andere jenes in einem Buche sucht, ohne es darinn zu finden; auch darf sich der Verfasser nicht ärgern, oder sichs befremden lassen, wenn mancher mit Vorurtheilen eingenommene Leser etwas in einem Buche zu finden vermeint, woran der, der es schrieb, nicht gedacht hatte.

Das Gepräge der Lustigkeit, sofern man darunter eine ausschweifende Lustigkeit, durch pöbelhaften Witz und abgeschmackte Tiraden unterstützt, versteht,

wird nun unser Büchlein nicht führen; in diesem zweyten Theil wird dergleichen so wenig als in dem ersten, zu erwarten seyn, denn so weit erstreckt sich, nach unsrer gegebenen Erklärung, die Bedeutung des Worts, **Volksroman**, nicht, daß wir um dieses Titels willen genöthigt seyn sollten, in den Zusammenhang unsrer Erzählung solche Sächelchen einzumischen, welche nur dem Pöbel, (mag es doch vornehmer, oder geringer Pöbel seyn,) und Leuten, die weder Geschmack noch feines Gefühl haben, zur Belustigung und Lungenerschütterung gereichen können.

Dagegen wollen wir uns auch in diesem Theil bemühen, allerley Lesern eine anständige Unterhaltung und Zeitverkürzung zu verschaffen; und wenn es uns gelingt, hie und da manche finstere Stirn zu entrunzeln, manche glänzende Thorheiten

ten zu beschämen und in ihrer armseligen Gestalt darzustellen, manchen, selbst unter der gefälligen Maske des Witzes, der Laune und der Einbildungskraft, welches die Hauptingredienzien bey einem Roman sind, an seine Pflicht zu erinnern, und edle Gefühle in ihm zu erwecken, so werden wir uns des Gelingens unsrer Unternehmung und Arbeit freuen, so werden wir glauben, unsern vorgesetzten Zweck erreicht zu haben.

Auf Titel und Namen kömmt es, wenigstens in dieser Rücksicht, gar nicht an, wenn gleich der Titel in anderm Betracht eine Sache von großer Bedeutung und Wirksamkeit ist: ob das Buch Siegfried oder Eulenspiegel, Florido oder Blumenthal heißt, ob es in Wittenberg, oder in Weissenfels, wohin jetzt alle große und reiche Buchhändler ihre

Ma-

Manuskripte senden, gedruckt ist, das ist für den, der es kauft, oder sich borgt, im Grunde einerley. Wenn das Büchlein nur einem nicht unbeträchtlichen Theil des Publikums gefällt, wenn es, nachdem es die Presse verlassen, und seine Stelle in den Buchläden eingenommen hat, seinen Abgang und seine Leser findet, so sind Autor und Verleger geborgen. —

Erstes

Erstes Kapitel,

handelt von Häuten. Siegfried beschließt, sein Netz an dem Hofe irgend eines Fürsten, oder Königs auszuwerfen, und daselbst Lorbeern einzuerndten.

Ob wir gleich große, erklärte Feinde aller unnützen Weitschweifigkeit sind: (es giebt Leute, die es in solchen er-

müdenden Umschweifen und Langweiligkeiten, sonderlich bey Erzählungen, weit gebracht haben) so sind wir doch sehr für die Vollständigkeit, und sehen's ungern, wenn in einer Geschichte Lücken vorkommen, die der Leser nicht leicht ergänzen kann, und auch nicht zu ergänzen Lust hat.

Wir haben in dem funfzehnten Kapitel des ersten Theils, da die wunderbare Ertödtung des Drachen durch den angehenden Ritter Siegfrid erzählt wird, der großen Verwandlung, welche mit des letztern Haut vorgieng, nachdem dieser seinen nackten Körper mit dem stromweise daherfliessenden Fett des Drachen bestrichen hatte, nur im Vorbeygehen Erwähnnng gethan, und jetzt wollen wir zur Befriedigung unsrer Leser noch umständlicher zeigen, was es eigentlich mit dieser Verwandlung für eine Beschaffenheit gehabt habe. Dies wird uns

denn

denn Gelegenheit geben, über die Häute, die gewiß eben so mannichfaltig, als die Hörner sind, einige Reflexionen zu machen.

Siegfrieds Haut war vorher, ehe ihn sein Geschick, oder vielmehr des Schmidts und seiner Gesellen Arglist in den Wald führte, wo er das darinn hausende Ungeheuer bezwang, zart und sanft gewesen, wie die Haut eines Prinzen, eines Königsohnes, der nichts hartes angreift, und keine schwere Arbeit thut, zu seyn pflegt. Seine Hände waren weich, wie Pflaumfedern, und er beschämte in der zarten Beschaffenheit seiner Glieder, welchen es demohngeachtet nicht an gesunder Festigkeit fehlte, manches Frauenzimmer.

Zwar wurde diese körperliche Zärtlichkeit des jungen Siegfrieds durch manche Exkursionen und abhärtende Vorübungen zu

seinem künftigen Beruf, die er mit den Bauerjungen in Thälern und Blachfeldern, in Wäldern und Gesträuchen anstellte, ziemlich geschwächt und vermindert; sein schönes Gesicht, welches, nach dem gemeinen Sprichwort, wie Milch und Blut aussah, überzog nach und nach, da er sich zum öftern den brennenden Strahlen der Sonne aussetzte, eine männliche Bräune, und seine Hände nahmen, weil er keine Handschuh trug, ausser an Gallatagen und bey Gevatterständen, da er dergleichen von seiner Jungfer Mitsteherinn geschenkt bekam, in der Folge eben diese braungelbe Farbe an, welche den arbeitsamen Landmann von dem wollüstigen und müßigen Städter unterscheidet.

Diese Zärtlichkeit seiner Haut und seines jugendlichen Körpers gieng nun vollends und auf immer verlohren, als das Fett des überwun-

wundenen, theils durch die zerschmetternde Last der Bäume, die unser Held über ihn warf, theils durch die verzehrende Kraft des Feuers getödteten Drachen in seinen Körper eindrang, und ihn aus einem weichlichen, Frauenzimmern ähnlichen Jüngling zu einem festen, gesetzten und unüberwindlichen Mann machte.

Es ist vielleicht der Mühe werth, zu untersuchen, woher das Fett des getödteten Drachen die besondere Eigenschaft bekommen habe, alles, was damit bestrichen wurde, in Horn zu verwandeln. Der gemeine Mann hält viel auf Drachenfett, und glaubt damit mancherley hartnäckige Zufälle zu heilen. Es ist gut, daß das Fett des Drachen, dem Siegfried den Athem ausblies, ausser dem Portiönchen, dessen sich dieser Held bediente, vom Feuer verzehrt wurde, und daß nichts davon unter die Leu-

te und in die Apotheke kam. Vielleicht hätten manche damit großen Mißbrauch getrieben, und sich selbst unangenehme Zufälle, welche sie davon nicht erwarteten, bereitet; — manchem wären vielleicht die Hörner nebst der hornartigen Haut nicht lieb gewesen, und manches junge Frauenzimmer, die von ohngefähr, vielleicht auf den Rath eines Quacksalbers und Marktschreyers, sich dieses Drachenfetts bedient hätte, wäre vielleicht in die Gefahr und Verlegenheit gerathen, keinen Mann zu bekommen, woran doch allen ehrbaren Jungfern und Wittwen so viel gelegen ist.

Forschen wir nun nach der Ursache, woher wohl dem Fett des Drachen, den unser Siegfried aus der Welt schafte, die Eigenschaft und Wunderkraft gekommen seyn möchte, alles, was damit beschmiert wurde, nicht allein in hartes Horn zu verwandeln,

son-

sondern auch mit ungewöhnlicher Stärke zu begaben; so giebt es darüber mancherley Muthmaßungen. Am wahrscheinlichsten ist die Erzählung, die wir aus einem alten, selten vorkommenden Geschichtbuche, worinn aber vieles ausgerissen, und vieles gar nicht zu lesen ist, entlehnen: „Es sey die ausnehmende Herzenshärte des ehemaligen Königs, der nachher seiner verübten Grausamkeiten und Frevelthaten wegen in einen Drachen verwandelt wurde, vermöge des genauen, unerklärlichen Zusammenhangs des Leibes und der Seele, auch in seinen Körper übergegangen; seine Haut sey ganz schwärzlich, hart und undurchdringlich gewesen, und Verletzungen von scharfen Instrumenten, Messerstichen und dergleichen, hätten ihn nicht verwunden können. Als er nun, zur Bestrafung seines lasterhaften, greuelvollen Lebens, in ein Ungeheuer, welches sich in Wüsteneyen und verfallenen Mau-

ern aufzuhalten pflegt, verwandelt, und an den Ort, wo er bleiben sollte, verbannt worden wäre, da hätte er seine vorige, gewohnte Härte in seinen neuen, thierischen Zustand mitgenommen, und sie hätte sich von dem Augenblick seiner Verwandlung an allen Adern, Nerven, Säften und Blutgefäßen seines ungeheuern Drachenkörpers mitgetheilt, daher auch sein ausfliessendes Fett die Eigenschaft des Verhärtens angenommen hätte.

Uns dünkt: diese Erzählung läßt sich hören, oder, wie der römische Komödienschreiber, Terenz, sich ausdrückt: oratio honesta est. Wir wollen ihr also, wenn's sonst gefällig ist, einstweilen Glauben beymessen, und zu unserm Thema zurückkehren.

Siegfrieds Haut unterschied sich also, nachdem die große, unvermuthete Metamorphose

morphose im Walde mit ihr vorgegangen war, von den Häuten anderer Menschen und Thiere dadurch, daß sie nicht allein hart anzufühlen, sondern daß sie auch undurchdringlich und unverwundbar war. Hieraus schöpfen wir Anlaß, nusere Leser, wie die Inschrift dieses ersten Kapitels besagt, mit einigen Betrachtungen, oder Fragmenten (wie mans nennen will) über die Häute zu unterhalten.

Das Wort Haut, und der Begriff, der damit verbunden ist, hat zuvörderst zu einigen Sprüchwörtern Anlaß gegeben, wovon wir eins und das andere nebst Anzeige ihres Sinnes anführen wollen. So sagt man z. B. einem die Haut, oder das Fell, über die Ohren ziehen, für: jemanden ganz ausscheelen, oder, ohne alle Nachsicht und Scheuung mit ihm verfahren. Haut um Haut, Haar um Haar rc. ist auch ein Sprichwort, welches in der Bi-

bel vorkommt, und heißt ohngefähr so viel, als: wenn ich einen beleidige, oder beeinträchtige, so muß ich ihm Genugthuung geben; wenn ich einen vorsetzlich tödte, so muß ich wieder sterben. Ich möchte nicht in dieses Menschen Haut stecken, will so viel sagen: ich möchte nicht an seiner Stelle, in seiner Verlegenheit, in seinen Umständen seyn. Das ist eine ehrliche Haut, pflegt man von einem Menschen zu sagen, der rechtschaffenen biedern Charakters, ohne Falsch und Tücke, dabey aber nicht sehr vorsichtig und aufgeklärt ist. Wenn jemand einen schlimmen Finger, oder einen bösen Fuß bekommt, ohne daß er sich vorher draan gestoßen, oder diesen Theil sonst verletzt hat: so sagt man; das kömmt aus heiler (gesunder) Haut.

Haut, Fell und Leder werden im gemeinen Leben, obgleich sehr unrichtig, als gleichbedeutende Wörter gebraucht; ihr Sinn ist sehr verschieden. Haut sagt man von Menschen und Thieren, Fell wird eigentlich nur von der Haut des Viehes gebraucht; doch hat es die Gewohnheit eingeführt, auch dem Menschen scherzweise oder im Sprichwort ein Fell zuzuschreiben. So sagt man im gemeinen Leben: der hat ein dickes Fell, das heißt: er hat einen harten Sinn, er kann viel vertragen, man muß ihn sehr angreifen wenn ers fühlen soll. Ich werde dir über's Fell kommen, sagt der Vater zu seinem Sohn, oder der Schulmeister zu seinem Schüler, wenn er Lust hat, ihn auszuprügeln. Du garstiges Fell! ist eine gemeine Redart, die man schimpfsweise gebraucht. Leder heißt endlich eine jede Thierhaut, wenn sie dem Thiere, todt oder lebendig, abgezogen,

und

und durch den Gerber zum Gebrauch für Schuh- und Handschuhmacher (die an manchen Orten Beutler heissen) zugerichtet und zubereitet ist. Von Leder kömmt abledern, einem todten Vieh die Haut abziehen, welches ein Geschäft des Schinders oder Scharfrichterknechts ist, das seinem Herrn viel einbringt. Daher pflegt man solche Leute, die nun einmal zu einem wohleingerichteten Staat, wie das Podagra und die Heuschrecken zur besten Welt gehören, auch **Ableder**, eigentlich **Ablederer** und **Kaltschlächter** zu nennen.

Man muß diese **Ableder**, welche in den meisten Gegenden Deutschlands ihrer Beschäftigungen wegen unehrlich sind, mit denenjenigen Ablädern nicht verwechseln, die man in großen, berühmten Handelsstädten, in **Hamburg**, **Leipzig** u. s. w. antrifft, deren Beruf und Gewerbe es ist, die an-

kommenden, oder abgehenden Kaufmanns-waaren auf- und abzuladen, wovon sie denn ihren Unterhalt haben.

Da diese Leute, die ihren Namen vom Abladen, wie jene vorhinerwähnte vom Leder, haben, mit den Fuhrleuten, oder eigentlich mit den Fuhrmannsknechten in sehr genauer Bekanntschaft und Verbindung stehen; so darf man sich nicht wundern, wenn man sieht, oder hört, daß sie zur Trunkenheit, Völlerey, Zänkerey und andern Untugenden geneigt sind, daß sie sich als Muster der Grobheit, und des brüsken, hahnbüchnen Wesens auszeichnen. Man kann übrigens an dem Beyspiel dieser Ablåder und Konsorten lernen, was nicht allein die Erziehung, sondern auch die gewohnte Lebensart, und das Gewerbe, die Menschen- oder Thiergattung, womit man täglich

lich umgeht, für einen großen Einfluß in die Sitten hat.

So wie von **Leder abledern** kommt: so wird von **Haut häuten** abgeleitet, ein Wort, welches man von Thieren, sonderlich von Insekten gebraucht, wenn sie ihre alte Haut abwerfen, und eine neue bekommen. Von den Krebsen sagt man in diesem Falle: sie **mietern**.

Es sey uns erlaubt, hier eine medizinische Anekdote einzuschalten, welche vielleicht dem beobachtenden Arzt und jedem vernünftigen Menschen, dem seine Gesundheit lieb, und der auf sich selbst acht zu geben, gewohnt ist, nicht gleichgültig seyn mag. Wenigstens sind wir überzeugt, daß in allen Fächern, bey allen Künsten und Wissenschaften, die nur nach und nach zu ihrer Reife und Voll-

kom-

kommenheit gedeihen, sehr viel auf Beobachtungen, genaue, fleißige und richtige Beobachtungen ankommt: folglich werden sie auch in der Arzeneygelehrsamkeit, die vielleicht unter allen Theilen und Gegenständen des menschlichen Wissens den weitesten Umfang hat, nicht ohne Nutzen seyn.

„Ein junger, vollblütiger Mensch von ohngefähr siebenzehn Jahren, der bisher immer gesund und frisch gewesen war, und seit langer Zeit, ausser Kopf- und Zahnweh, welchem auch die gesundesten und robustesten Leute ausgesetzt sind, keine Hauptkrankheit gehabt hatte, fieng auf einmal an, sich übel zu befinden, und über Herzensangst, Seitenstechen, und andere unangenehme Zufälle zu klagen. Der Arzt, den er zu Rathe zog, hielt seine Unpäßlichkeit für versetzte Blähungen, und verordnete ihm auflösende, schleimzertheilende und gelinde abführende

führende Mittel, die ihm zwar einige Erleichterung verschaften, aber das Uebel nicht gänzlich hoben. Hierauf verordnete ihm der Arzt, weil sein zunehmendes Uebel, welches ihn gar nicht schlafen ließ, auch eine Folge der Vollblütigkeit und heftiger Gemüthsbewegungen seyn konnte, einen Aderlaß. Er hatte noch nie zur Ader gelassen, und gieng also etwas schwer dran. Diese Operation beförderte zwar seinen Schlaf, aber die Herzensangst und das Drücken im Magen, welches nach derselben ein paar Tage ausblieb, kam immer wieder, und machte dem Patienten, dem man äusserlich die innerlichen Beschwerden nicht ansah, viel zu schaffen.

Endlich rieth der Arzt glücklicher weise auf eine Anhäufung von zähen Schleim in den Gedärmen und auf darinn nistende Würmer, obgleich die gewöhnlichen Symptomen oder Kennzeichen von vorhandenen Würmern

mern nicht bey ihm zu finden waren. Denn er hatte weder Jucken in der Nase, noch bleiche Farbe; auch lief ihm das Wasser nicht im Munde zusammen, und die Uebelkeiten waren selten. Der Arzt ließ ihn einige Tage hintereinander wurmtreibende Mittel, sonderlich den Extrakt des Rheinfahrn-Krauts, einnehmen, und gab ihm darauf ein starkes Purgiermittel ein, welches eine große Menge von großen nnd kleinen Würmern austrieb, die bey den Arzneyverständigen ascarides und lumbrici heissen, denn die Würmer waren von verschiedener Gattung. Der Arzt bat sichs von ihm aus, daß er einige von diesen Würmern in einem reinen, hellen und verstopften Glase, worinn er etwas Wasser oder Spiritus giessen könnte, aufbewahren möchte; denn er wollte das Ungezieffer, welches so manche Menschen tödtet, besehen, und seine Kur ferner darnach einrichten.

Kaum hatten die aufgesammelten noch lebenden Würmer zwey Tage im Glase, worinn klares Wasser befindlich war, gestanden, so bemerkte der Patient mit Verwunderung, daß sie ganz verwandelt waren. Vorher waren sie weiß, ohngefähr in der Gestalt einer Raupe, mit eben solchen Füßen und und schwarzen Köpfen versehen: nun aber hatten sie ihre alte Haut abgelegt, sich ganz zusammengekrümmt, und eine neue Haut angenommen, die von blutrother Farbe war. Uebrigens waren sie ohne Bewegung, und schienen todt zu seyn.

Als der Arzt dieses seltsame Phänomen sahe, wunderte er sich, und meinte: es könnte wohl eine in seinem Blut entstandene Unordnung an der Erzeugung dieser Würmer mit Schuld gewesen seyn, oder doch wenigsten dieselbe befördert haben, welches er aus der rothen Farbe, die sie bey ihrer

Ver-

Verwandlung angenommen hatten, schliessen zu können glaubte.

Der Patient muste sich, aller eingenommenen Arzneymittel ohngeachtet, viele Jahre mit diesen Insekten schleppen, deren ihm von Zeit zu Zeit eine ungeheure Menge abgieng, und wurde erst in seinem Alter gänzlich davon befreyet." —

Da wir nicht so glücklich sind, zu der Zahl der Arzneygelehrten, die, wenn sie das Ihrige gelernt haben, in allem Betracht Hochachtung und Werthschätzung verdienen, zu gehören, so enthalten wir uns alles fernern Urtheils über diese keinesweges erdichtete, sondern aus eigener Erfahrung geschöpfte Anekdote, und überlassen das weitere Nachdenken über diese Krankheitsgeschichte denen, deren Beruf es ist, sich mit Beobachtungen und Ueberlegungen die-

ser Art, zur Beförderung der menschlichen Gesundheit, zu beschäftigen. — —

Die Haut ist ein wesentlicher, sehr nützlicher Theil des menschlichen und thierischen Körpers; sie dient ihm zum Schutz und zur Zierde; sie verwahrt und bedeckt ihn gegen äussere Zufälle, und Verletzungen der Haut bey dem Menschen pflegen oft andere unangenehme, schmerzhafte Empfindungen nach sich zu ziehen. Daß die Haut Menschen und Thieren zur Zierde gereicht, erhellet insonderheit daraus, weil nichts ekelhafter ist, als der Anblick eines geschundenen, von seiner Haut entblößten Körpers.

Eine feine, weise und zarte Haut pflegt insonderheit an dem schönen Geschlecht bewundert, und von demselben auf das sorgfältigste erhalten und in Acht genommen zu werden. Doch bedienen sich manche Frauenzimmer,

enzimmer, wie die Geschichte und Erfahrung lehrt, sehr sonderbarer und zum Theil schmutziger Mittel, um ihre Haut fein und sauber zu erhalten, und eben dadurch die Anzahl ihrer Anbeter zu vermehren, welche, wenn sie es wüßten, weit von diesen unsaubern Geschöpfen fliehen, und ein ehrliches reinliches Bauermädchen, von unschuldigen Sitten ihnen vorziehen würden.

Eine vornehme, adeliche Dame hatte eine Kammerjungfer, welche sie um ihres schmeichelhaften und gefälligen Wesens willen sehr gut leiden konnte. Diese Zofe war mehr häßlich, als schön, und glaubte, was an Schönheit ihr abgienge, durch die Weise und Feinheit ihrer Haut zu ersetzen; sie war überhaupt eine affektirte, eitle und verliebte Thörinn; doch sahe ihre Prinzipalinn über diese weiblichen Schwachheiten, die ihr viel-

leicht selbst ankleben mochten, nachsichtsvoll hinweg.

Die Zofe bediente sich, um ihre Haut, sonderlich an den Händen, zart und geschmeidig zu erhalten, folgenden Mittels, welches ihr einst, da sie kaum die Kinderschuhe abgelegt hatte, eine alte Buhlschwester, welche dergleichen Schönheitsrezepte in Menge vorräthig hatte, anrieth. Sie beschmierte, so oft sie Abends zu Bette gieng, ihre Hände und Arme, soweit solche sichtbar waren, mit Menschenkoth, und zog alsdann ihre ledernen Handschuh drüber. Endlich aber wurde es die Dame inne, da sie ihr zur Nachtzeit einst in aller Geschwindigkeit einen Thee besorgen muste; sie roch den entsetzlichen Gestank, denn die Zofe hatte nicht Zeit gehabt, sich zu waschen, oder hatte es in der Geschwindigkeit vergessen, und am folgenden

Mor-

Morgen bekam sie wegen dieser Sauerey ihren Abschied. —

Es herrscht unter den Häuten, wie unter den Hörnern, sowohl in Ansehung ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch ihres Gebrauchs, eine große Verschiedenheit. Die Menschenhaut, da sie viel feiner und zarter, als die Haut oder das Fell der vierfüßigen Thiere ist, soll auch das weichste und feinste Leder geben. Doch sind die Fälle in unsern Tagen sehr selten, daß Menschen abgeledert, und ihre Häute von den Handwerkern verbraucht werden. Vorzeiten, da noch die Menschenopfer Mode waren, war es unter den barbarischen Völkern nichts seltenes, Menschen, die etwas verbrochen hatten, lebendig zu schinden, welches ohnstreitig der schmerzhafteste, langsamste und martervollste Tod seyn muß. Oft wurden auch unschuldige, sonderlich zur Zeit der wüthen-

den Christenverfolgungen, unter den römischen Kaisern Nero, Heliogabalus und Domitian mit dieser Marter belegt. Vom böhmischen Heerführer Ziska, der sich den Mißbräuchen und Irrthümern der römisch-katholischen Kirche widersetzte, der den päbstlichen Sauerteig ausfegen wollte, und sich zum General der Hußiten aufwarf, erzählt man, seine Feinde hätten ihn, nachdem sie ihn in ihre Gewalt bekommen, lebendig geschunden, und seine Haut oder sein Fell, (freylich mag es etwas derb gewesen seyn) über eine Trommel gespannt.

Unter den Thierhäuten sind vielleicht die Kuhhaut und die Bärenhaut die merkwürdigsten; jene, weil sie, ausser ihrem mannichfaltigen Nutzen in der Gerberey, wenigstens in Deutschland, dazu gebraucht wird, daß grobe Verbrecher, die zu einem schmachvollen Tode verurtheilt sind, auf derselben

selben nach der Gerichtsstätte hinausgeschleift werden; diese, weil sie nicht allein von den Kürschnern, freylich noch mit ihren Haaren und mit ihrem Rauchwerk versehen, zu Müffen, Mützen und andern Dingen, die dem Menschen im harten Winter zur Wärme und Bedeckung dienen, verarbeitet, sondern auch sonst in der Wirthschaft, zum Beyspiel, in vornehmen Häusern zum Abwischen der Füße, ehe man in die Zimmer geht, gebraucht wird; und hernach ist die Bärenhaut auch deswegen merkwürdig, weil sie zu dem bekannten Schimpfwort: **Bärenhäuter**, Gelegenheit gegeben hat.

Dieses deutsche Schimpfwort kommt eigentlich daher: weil sich unsre Vorfahren häufig der Bärenhaut, um darauf zu liegen oder zu schlafen, bedienten, so pflegte man von einem faulen Menschen, der nicht gern arbeitete, zu sagen: **er liegt auf der Bä-**

renhaut, ein solcher, von dem Hagedorn singt:

„Kriecht in sein Bett und deckt sich zu,
Und schläft bis an den Morgen.“

Besonders thaten dies diejenigen gern, die feige Memmen waren, und nicht Lust hatten, in den Krieg zu ziehen; sie blieben lieber zu Hause auf der Bärenhaut liegen. Daher ist nun das Schimpfwort entstanden: Bärenhäuter, welches folglich, wie man aus dem, was bisher gesagt ist, leicht abnehmen und beurtheilen kann, nach seiner ursprünglichen Bedeutung, einen faulen Tagedieb, einen Taugenichts, einen Müßiggänger bezeichnet; doch wird dieses alte Schimpfwort heut zu Tage gemeiniglich in einer nicht so schlimmen Bedeutung genommen, sondern oft nur scherzweise gebraucht. So sagt die Mutter zu ihrem Sohn: du kleiner Bärenhäuter!

Bey Gelegenheit der mit schwarzen, braunen und weisen Haaren versehenen Bärenhaut, die ein Gegenstand der Kürschnerarbeit und zu vielen Dingen nützlich ist, müssen wir noch ein Sprüchwort beybringen: etwas mit Haut und Haar essen, etwas ganz aufessen und keine Spur davon übrig lassen, welches insonderheit von kleinen Fischen, Gründlingen, Stinten u. s. w. die durch ihre feinen Gräten den Magen schäuern und reinigen, gesagt wird.

Zu den deutschen Sprichwörtern, zu welchen das Wort Haut Gelegenheit gegeben hat, gehört auch noch dies: seine Haut zu Markte tragen, welches so viel heißt, als: für sich selbst einstehen und Rechenschaft geben müssen, etwas auf seine eigene Gefahr riskiren.

Da die drey Naturreiche mit einander in

der

genauesten Verbindung stehen: so wird auch den Pflanzen eine Haut zugeschrieben, und sie haben wirklich eine, welche das materielle Wesen, woraus sie zusammengesetzt sind, bedeckt und einschließt. So haben z. B. die grünen Schoten, (ein trefliches Gericht im Sommer!) eine dünne Haut, oder Schale, die man ihnen abziehen muß, wenn man sie kochen und verspeisen will. Vornehmer Leute Köche und Köchinnen haben freylich diese Exkoriation der Schoten, oder grünen Erbsschaalen nicht nöthig; denn sie werfen die Schaalen weg, und es werden nur die Erbsen, mit jungen Möhren oder Mohrüben versetzt, zur Kochspeise gebraucht. Arme Leute hingegen nehmen sich die Mühe, die Schoten zu enthäuten, und kochen sie mit, um mit ihrem Gerichte weiter zu langen, und satt zu werden.

Auch giebt es unter dem Mittelstande

gute

gute Wirthinnen, welche, um nichts von dieser Frucht der Erde verlohren gehen zu lassen, die Schoten ganz kochen, und sie nachher, in geschmolzene Butter eingetunkt, geniessen, indem sie solche durch den Mund ziehen. Denn die Zubereitung der Speisen ist nach Beschaffenheit der Länder und der Küchen eben so verschieden und mannichfaltig, als der Geschmack verschieden ist. —

So hätten wir denn in diesem ersten Kapitel Sachen und Gegenstände von mancherley Art, historischen, moralischen, medizinischen und diätetischen Inhalts abgehandelt, und zu dem allen gab uns die mit Siegfrieds Haut vorgegangene Verwandlung nebst dessen Hörnern Gelegenheit; lauter Winke und Fingerzeige für den Kunstrichter, der dieses Büchlein durch die Hechel ziehen wird, um, wenn er Lust und Belieben hat, sein kritisches Messer zu wetzen. Wir wenden

den uns demnach, nachem über die Materie von den Häuten das Erforderliche beygebracht ist, zu dem zweyten Kapitel, worinn wir die Geschichte unsers Helden gebührender- und versprochener maßen fortsetzen werden.

Zweytes Kapitel.

Siegfried tritt seine ritterliche Laufbahn an, und begiebt sich an den Hof des Königs Gilbalds, wo er sehr gut aufgenommen wird.

Siegfried hatte sich in des Schuhmachers Hause hübsches Geld gesammelt, denn der Meister, der ihn, wie wir oben im ersten Theil dieser Geschichte bemerket haben, nicht als einen Lehrpurschen

und

Wentzel

und Anfänger, sondern wie einen Altgesellen hielt, bezahlte ihm nicht allein seine Arbeit reichlich, sondern machte ihm auch noch ausserdem manches Geschenk. Er hatte sich daher, weil er sparsam war, und nicht viel ausgeben durfte, (für seine Vergnügungen sorgte der Schuhmacher, wie für seinen täglichen Unterhalt) etwas zurückgelegt, wovon er seine Reise anstellen, unr die damit verbundene Zehrungs- und andere Kosten bestreiten konnte. Denn er wandelte noch immer zu Fuße, und gedachte sich erst, wenn er seiner Bestimmung etwas näher wäre, ein Pferd anzuschaffen, oder sich das seinige, welches der Oberkämmer seines Vaters in Verwahrung hatte, von Hause kommen zu lassen. So lange muste er freylich noch sein Felleisen schleppen, und sich, wo er hinkam, als einen reisenden Handwerkspurschen ankündigen, bis ihm eine vortheilhafte Gelegenheit aufstieß, da er mit meh-

rerem Anstande und mit größerer Bequemlichkeit dem Orte, wo ihn seine Beschäftigung und sein Glück erwartete, zueilen konnte.

Diese Gelegenheit, sein äusserliches Prosopon zu verbessern, sein Felleisen abzuwerfen, und seinem Stande gemäßer zu reisen, fand er wider Vermuthen, als er ohngefähr zwölf Meilen seit seiner Entfernung aus des Schuhmachers Hause zurückgelegt hatte.

Er kam, nachdem er viele Dörfer und Flecken durchwandert hatte, in eine große volkreiche Stadt, in welcher viele fremde Personen ihr Glück suchten, und es größtentheils fanden, wenn sie arbeitsam und gesittet waren. Hier gieng er, weil er noch Geld hatte, in einen der ansehnlichsten Gasthöfe, theils, um sich daselbst speisen und trän-

tränken zu lassen, theils, um etwas neues zu erfahren, was ihn und seine künftige Lebensart angienge. Denn er hatte irgendwo gehört, daß ein Reisender besser thut, wenn er in einem vornehmen, oder doch mittleren Gasthofe abtritt, als wenn er die schlechten Kneipen und Wirthshäuser zu seinem kurzen Aufenthalt erwählt, wo man eben deswegen, weil ordentliche und vermögende Leute selten, oder gar nicht dahin kommen, gemeiniglich schlecht bewirthet, und noch obendrein übertheuert und betrogen wird.

In diesem Gasthofe, zum goldnen Löwen genannt, wo unser Held eingekehrt war, traf er einen reichen Kaufmann aus seinem Vaterlande Utopien an, den er sich erinnerte zu verschiedenen malen in der königlichen Burg, wo sein Vater residirte, gesehen zu haben. Dem Kaufmann war Siegfrieds Gesicht ebenfalls noch sehr gut be-

kannt, doch wuste er nicht, wie man sprichwörtlich sagt, wo er ihn hinbringen sollte. Denn der junge Mensch, der nun in sein achtzehntes Jahr gieng, hatte sich sehr verändert, er war groß und stark geworden, und hatte ein so männliches Wesen angenommen, daß ihn niemand für so jung, als er war, würde gehalten haben.

Seine Hörner behielten (so hatte es die Fee zu seinem Vortheil und zu seiner Bequemlichkeit eingerichtet,) bis auf den Zeitpunkt, da er seinen Ritterstand antreten würde, eine gewisse Geschmeidigkeit, so daß er sie vor und rückwärts biegen, und zur Zeit noch verbergen konnte, wenn es die Umstände erforderten, und ihm an solcher Verbergung etwas gelegen war.

Siegfried und der Kaufmann sahen sich lange einander an; endlich unterbrach

Sieg-

Siegfried das Stillschweigen, und sagte zum Kaufmann: „mich dünkt, ich sollte Sie kennen, und wir hätten einander in Utopien bey dem Könige Sieghard gesehen.“ Der Kaufmann, der nun, da er unsern Siegfried reden hörte, keinen Augenblick zweifelte, daß er der Prinz, Sieghards Sohn sey, bejahete seine Frage, voller Verwunderung, ihn an diesem Orte, in einem solchen gemeinen Aufzuge, anzutreffen, und bezeugte ihm in den ehrerbietigsten Ausdrücken seinen Respekt und seine große Freude, ihn so ganz unerwartet in einem fremden Lande wiederzusehen. Dieser Auftritt war ohne Zeugen.

Siegfried erzählte dem Kaufmann, der sich von seiner Verwunderung noch nicht erholen konnte, mit kurzen Worten seine bisherigen Unternehmungen und Schicksale, und sein jetziges Vorhaben, nach welchem

er auf Ebentheuer ausgienge, und im Begriff wäre, sich an den Hof irgend eines großen Königs oder berühmten Fürsten zu begeben, um daselbst seine Mannhaftigkeit und Tapferkeit zu üben, und dereinst durch seine Thaten Ruhm zu erjagen. Er müsse gestehen, setzte Siegfried hinzu, daß es ihm nach gerade, wenn er nicht bald einen Ruhepunkt fände, an Reisegeld gebrechen würde; ihm sey aber nicht bange, er hoffe schon, durchzukommen, sollte er sich auch zuweilen knapp *) behelfen müssen.

Der Kaufmann sagte, nachdem er des Prinzen Begebenheiten und sein gegenwär-

tiges

*) Knapp ist ein altes, deutsches Wort, welches jetzt nur noch der gemeine Mann braucht. Statt dessen sagt der Hochdeutsche genau. Ich sehe aber nicht, warum wir dieses altdeutsche Wort nebst andern ähnlichen veralteten

tiges Vorhaben vernommen hatte: „ich
„weiß, mein theuerster Prinz, keinen bes-
„sern Rath für Sie, als, daß Sie, da Sie nun
„einmal auf dem Wege sind, und es Ihnen im
„Grunde gleich viel ist, ob Sie sich, um
„Ihren Zweck zu erreichen, gegen Morgen
„oder gegen Abend wenden, sichs gefallen
„lassen, mit mir in meinem Reisewagen,
„worinn für drey Personen Platz ist, nach
„Worms zu reisen, wo ich seit zwey Jah-
„ren eine Tochter an den königlichen Ober-
„stallmeister verheirathet habe, und wo der
„weitberühmte König Gilbald, ein Herr
„von vielen treflichen Eigenschaften, Hof
„hält. An diesem königlichen Hoflager ver-

alteten nicht wieder hervorsuchen, und in
unsre hochdeutsche Mundart aufnehmen.
Es ist doch besser, ein altes, oder platt-
deutsches Wort zu gebrauchen, als ohne
Noth zu französiren. —

„sammeln sich fast täglich die vornehmsten
„Herren und Helden des Reichs, Grafen,
„Ritter und Edle, und es werden jährlich
„zum Vergnügen der alten, und zur Uebung
„der jungen Edelleute viel Turniere, Ka-
„russels, Wettrennen und andere Ritter-
„spiele gehalten. Insonderheit nimmt der
„König Gilbald junge, hübsche Männer
„aus guten Häusern, die sich zu Helden
„und Kriegern bilden wollen, sehr gnädig
„auf, unterhält sie, wenn sie arm und ge-
„ringen Vermögens sind, auf seine Ko-
„sten, und verschaft ihnen mannichfaltige
„Gelegenheit, etwas zu lernen, sich her-
„vorzuthun, und von ihren Naturgaben
„Gebrauch zu machen. Was Ihre Reise-
„kosten und andere Bedürfnisse betrift, gnä-
„digster Prinz, setzte der Kaufmann hinzu,
„so ist es meine Schuldigkeit, und ich rech-
„ne mirs zur Ehre an, dafür zu sorgen.
„Darf ich mir über diesen unmaßgeblichen
„Vor-

„Vorschlag, wobey ich nicht meinen Vortheil, „sondern lediglich Ihr Bestes suche, Ihre „Gedanken ausbitten? — —

Unserm Siegfried konnte nichts erwünschter und willkommner seyn, als dieser Vorschlag. Er nahm ihn mit beyden Händen an, und dankte dem Kaufmann für sein gütiges Anerbieten. „Vergessen Sie, lie„ber Mann, sagte Siegfried, daß ich „Prinz bin; dieser Vorzug, welcher man„chem Fürstensohn, der weder Einsicht noch „Verdienste hat, den Kopf schwindeln macht, „hat für mich, sonderlich in der Lage, wor„inn ich gegenwärtig bin, und bey der Be„stimmung, der ich entgegen eile, wenig „zu bedeuten. Wir wollen mit einander „auf einen freundschaftlichen Fuß umgehen, „und mir solls eine wahre Freude seyn, „wenn ich Ihnen künftig Ihre Gefälligkei„ten, die mir so sehr zu rechter Zeit kom-

„men, und die ich so wenig erwartete, auf
„eine befriedigende, meiner und Ihrer würdi-
„ge Art vergelten kann.

Sobald Siegfried in Gesellschaft des Kaufmanns, der ihm während des Essens erfreuliche Nachricht von dem Wohlbefinden seiner Aeltern gab, das Mittagsmahl eingenommen, und beyde auf gut Glück und ungehindertes Reisen ein paar Flaschen Burgunder, die der Kaufmann bey sich führte, geleert hatten, gieng die Reise fort. Der Kaufmann hatte seinen einzigen Sohn, einen jungen Menschen von funfzehn Jahren, bey sich, der zufälliger Weise mit dem Prinzen viel Aehnlichkeit hatte, und, worüber sich dieser noch mehr verwunderte, auch dessen Namen führte. Siegfried ließ bey seiner Abreise sein Felleisen bey dem Gastwirth mit der Bitte zurück, daß er es doch dem ersten,

armen Handwerkspurschen, der durch diese Stadt durchwandern, und der ihm etwa zu Gesichte kommen würde, geben möchte. Der Gastwirth, der viel menschliches Gefühl hatte, und, ohne Vorwissen seiner Frau,*) manchen Armen in der Stadt wohl that, versprach es, bedankte sich zum voraus im Namen desjenigen, der es bekommen würde, denn es war noch etwas Mundprovision und Wäsche drinn, und Siegfried trat seine Reise mit frölichem Herzen an.

Unsre Reisenden, die mit allem, was zur Bequemlichkeit und Erleichterung der Reise gehört, reichlich versehen waren, suchten sich einander auf die angenehmste Art die Zeit zu vertreiben, wozu des Kaufmanns

 Sohn,

*) Müssen denn die Weiber alles wissen? Daß dich! — —

Anmerkung des Setzers.

Sohn, der viel Witz, Laune, und gesunde lustige Einfälle hatte, nicht wenig beytrug. Diese Zeitverkürzung war ihnen auch nöthig; denn sie hatten noch einen Weg von sechzig starken Meilen zurückzulegen, ehe sie in Worms ankamen.

Weil aber alles Ding bestimmte Gränzen seiner Dauer hat, und man bey allen Arten des Vergnügens und der Unterhaltung endlich ermüdet, so wurden auch die Erzählungen, Anekdoten, Wundergeschichten, und drollichten, scherzhaften Einfälle, welche sich unsre Reisenden wechselseitig einander mittheilten, lange vorher erschöpft, ehe sie das Ziel ihrer Reise erreichten. Sie tranken mit unter von dem köstlichen, bey sich habenden Rebensaft, der von Galliens Weinbergen herab den lüsternen, deutschen Kehlen, die nach ausländischen Leckereyen, wie unsre Damen nach ausländischen Putz

und Backwerk, begierig sind, zuströmt: aber auch diese Art des Zeitvertreibs war nicht hinreichend, ihnen die lange Weile zu vertreiben. Denn sie mußten lange und dicke Haiden durchreisen, und oft drey bis vier Meilen zurücklegen, ehe sie ein Dorf oder eine Stadt zu sehen bekamen.

Endlich gab ihnen, da sie beynahe durch das Rütteln, welches das Fahren verursacht, eingeschlummert wären, das Wort Zeitvertreib selbst, um welchen es ihnen so sehr zu thun war, Stoff zu einer neuen Unterhaltung an die Hand. Dem Prinzen Siegfried, dessen Sache sonst eben nicht Sprachforschen, Wortkrämereyen und gelehrte Untersuchungen waren, fiel unter andern, indem er bald diesem, bald jenem Gedanken nachjagte, und über mancherley Dinge seine Betrachtungen anstellte, das Wort Zeitvertreib auf; es dünkte ihn zu

hart

hart und zu dem Begriff, den es bezeichnen soll, nicht recht passend zu seyn. Er theilte seine Idee so warm, wie sie aus dem Gehirn oder aus dem Grunde der Seele kam, seinen Reisegefährten mit, und dies formirte ein sehr unterhaltendes, nicht unwichtiges, und vernünftigen Männern anständiges Gespräch, welches aber bald durch ihre Ankunft in einem kleinen Städtchen, wo sie zu übernachten gedachten, unterbrochen wurde.

Es war schon gegen Abend, als sie an diesem Ort ankamen. Indeß der Wirth wo sie abgetreten waren, das Abendessen besorgte, und der Kaufmann mit seinem Kutscher im Pferdestall eine ökonomische Unterredung hielt, die auf ihre Reise Bezug hatte, und welcher des Kaufmanns Sohn zuhorchte, vertrieb sich Siegfried die Zeit damit, daß er in einem Buche las, welches er in der Gaststube geöffnet auf dem

Fenster liegen fand. Dieses Buch war ohngefähr zwey Finger stark; es führte den Titel: **Vermischte und ausserlesene Seelenspeise für denkende Köpfe, die ihre Kenntniß und ihre Sprache berichtigen wollen.** Indem Siegfried in diesem Buche blätterte, fand er darinn unter andern einen Aufsatz über den Zeitvertreib, worüber er unterweges mit seinen Reisegefährten disputirt hatte. Dies wunderte und vergnügte ihn sehr, denn er traf darinn viel Uebereinstimmendes mit seinen Gedanken und Meinungen, und reichhaltigen Stoff zur Widerlegung gegenseitiger Grundsätze an. Es wird unsere Leser hoffentlich nicht verdrießen, wenn wir ihnen diesen Aufsatz, zwar nicht von Wort zu Wort (denn er war wenigstens zwey gedruckte Bogen lang) aber doch nach einem getreuen und zusammenhängenden Auszuge mittheilen.

Drittes Kapitel.

Etwas vom Zeitvertreib und den mannichfaltigen Arten desselben. Ein Intermezzo.

„Die meisten Menschen denken sich den abstrackten Begriff, der mit dem Worte Zeit, wozu die Griechen zwey Wörter haben, verbunden ist, nur dunkel, oder haben vielmehr sehr verworrene, unrichtige und widersprechende Vorstellungen davon.

Das griechische Wort **Chronos** (wir führen dies nur zum Behuf der in dieser Sprache unerfahrnen Leser an) bedeutet **Zeit überhaupt**, oder das beständige, pünktliche Aufeinanderfolgen von Sekunden,

Mi-

Minuten, viertel = und halben Stunden, ganzen Stunden, Tagen, Monaten und Jahren, daher auch in der heidnischen Fabellehre der Saturn, Jupiters Vater, der die Zeit vorstellt, und mit einer in sich gekehrten, gekrümmten Schlange, welche ein Sinnbild der bis ins Unendliche fortlaufenden Zeit ist, abgebildet wird, auf Griechisch Kronos heißt. Kairos hingegen bedeutet eine bequeme, gelegene, etwas zu thun und zu wirken, vortheilhafte Zeit insonderheit. Daher die Redensart: sich in die Zeit schicken, oder der Zeit wahrnehmen, soviel anzeigen will, als: sich den jedesmaligen Umständen, worinn man lebt, gemäß verhalten, kein Sonderling seyn, und von den vorkommenden Gelegenheiten zu seinem und anderer Vortheil Gebrauch machen. Es kömmt diese Redart unter andern in der Bibel, in den Briefen des Apostels Paulus, vor, und der

grie=

griechische Ausdruck, der Zeit dienen, wenn man ihn nämlich nach den Worten übersetzt, scheint uns sehr nachdrücklich zu seyn, und viel zu denken zu geben, wenn man anders Wörter und Begriffe gehörig zu analysiren und zu entwickeln gewohnt ist.

In dem Hauptbegriff Zeit sind die Unterbegriffe des Aufeinanderfolgens, Währens und ununterbrochenen Fortgangs von einem Perioden zum andern enthalten, als wovon sich der gemeine Mann ausserdem, was ihn seine tägliche, sinnliche Erfahrung lehrt, selten eine deutliche Vorstellung machen kann.

Die Zeit und deren Eintheilung ordnet und bestimmt die menschlichen Geschäfte nebst ihrer Verhältnißmäßigen Belohnung, und es ist warlich für manchen Menschen, der

der sein bestimmtes Tagewerk hat, keine geringe Verlegenheit, nicht zu wissen, und auch nicht erfahren zu können, wie es an der Zeit ist, welcher Fall, ob er sich gleich nicht alle Tage und überall zuträgt, doch nicht unter die Unmöglichkeiten gehört. Dieses Nichtwissen und Nichterfahrenkönnen muß auch dem Müßiggänger, der die Zeit verdirbt, oder, nach einem gemeinen, deutschen Ausdruck, um die Ohren schlägt, und, nach einem englischen, tödtet, nicht gleichgültig seyn. —

Doch wir wollen uns hier in keine biblischen, exegetischen und metaphysischen Untersuchungen oder Speculationen einlassen, um den dem Worte Zeit anhängenden Begriff auseinanderzusetzen, denn dieses würde freylich für manchen Leser zu trocken, für machen auch vielleicht zu unerheblich seyn, so wichtig die Sache an sich selbst ist. Wir

wollen vielmehr über den sogenannten Zeit-
vertreib, über Wort und Sache, über
beyder großen unzählichen Mißbrauch, und
über die verschiedene Art und Weise, wie
sich die Menschen die Zeit vertreiben, unsre
Gedanken sagen, ohne das, was uns
Wahrheit ist, andern aufdringen, und
unsre individuelle Ueberzeugung in anderer
Leute Köpfe, die entweder grade und offen,
oder verschoben und verschlossen sind, mit
vergeblichem Bemühen hineinzwingen zu
wollen.

Es ist schon lange, seit unsrer Urgroß-
väter Zeiten, in Osten und Westen, in kul-
tivirten und unkultivirten Gegenden Mo-
de gewesen, sich die Zeit zu vertreiben, oder
die Zeit auf mancherley Art zu vertändeln,
und wird auch wohl, so lange die Welt steht,
(welches denn noch ein hübsches Weilchen
dauern kann) so Mode bleiben. Freylich
ver-

vertrieben sich unsre Urältervåter und Urältermütter die Zeit auf eine ganz andre, und (wir müssens nur gestehen) reellere, solidere Art, als wir: denn sie lasen z. B. Sonntags, wenn ihnen die Zeit lang wurde, in der Bibel und andern Erbauungsbüchern, sangen andächtige, geistreiche Lieder, oder sprachen mit einander — nicht von Stadtneuigkeiten — nicht von des Nachbars Gretchen und dessen Hauswirthschaft, nicht von ihrer Obrigkeit und den Fehlern ihrer einzelnen Mitglieder; sondern der Inhalt ihres Gespråchs war entweder das, was sie in der Kirche, in der Vor- und Nachmittagspredigt, Gutes gehört hatten, oder eine unschuldige Erinnerung und Erzählung dessen, was ihnen in ihrer Jugend, an diesem oder jenem Ort, mit diesen oder jenen Menschen, begegnet war.

Schon dies, daß unsre Vofahren långer,

ger, als wir lebten, mehr und strenger, als wir arbeiteten, weniger, als wir schliefen, sich auch seltener lustig machten, und überhaupt viel eingezogener, als ihre späteren Nachkömmlinge, lebten, schon dies macht, sowohl in der Art, als auch in dem Werth und in der Dauer des Zeitvertreibs, wenn wir den unsrigen mit dem ihrigen vergleichen, einen großen, gewaltigen Unterschied.

„Kann Zeitvertreib auch einen Werth haben, oder gränzt er nicht vielmehr nahe an Zeitverlust, wofern er nicht mit demselben ganz einerley ist?“

Ehe wir diese Frage beantworten, und uns über die Sache selbst, wovon hier die Rede ist, weiter einlassen, wollen wir zuvor über das Wort: Zeitvertreib, unsre Meinung sagen, und solche anderer

ver-

vernünftigen Männer Prüfung unterwerfen.

Zeitvertreib setzt nicht blos Muße, Freyheit von Geschäften, und Langeweile, sonden dieses voraus, daß uns die Zeit zu einer beschwerlichen, niederdrückenden, unerträglichen Last wird, daß wir solche als ein wirkliches und gefährliches Uebel ansehen, welches wir uns je eher, je lieber, es koste was es wolle, es geschehe, auf welche Art es wolle, vom Halse schaffen müssen. Denn wir suchen nichts zu **vertreiben**, was uns nicht Mühe und mancherley Beschwerden verursacht, und wovon wir nicht Schaden, Unheil und Gefahr besorgen. So vertreibt der Arzt Krankheiten, der geübte Physiker mittelst gewisser Stangen, schwere Gewitter, und der geübte Held den ihm zu mächtig werdenden, auf ihn eindringenden Feind. Und dieses Vertreiben selbst ist doch allemal

mit gewissen Mühen, Gefahren und Beschwerlichkeiten verbunden.

Man könnte dagegen einwenden, daß man gleichwohl von Waaren und verkäuflichen Dingen, die doch nichts unangenehmes wären, zu sagen pflegte: **man vertreibe sie.** Es ist wahr: Sachen, die man feil hat, Waaren und dergleichen, sind an sich nichts Unangenehmes; denn sie bringen Brodt: sie werden aber alsdenn unangenehm, wenn man sie behalten muß, wenn man sie nicht los werden kann. Folglich kann diese Einwendung unsre Behauptung nicht aufheben.

Hieraus ziehe ich den Schluß, daß das Wort **Zeitvertreib** sehr übel gewählt, daß es ein hartes, unschickliches, und zu dem Begriff, den es eigentlich bezeichnen soll, gar nicht passendes Wort ist. Wahr ists frey-

freylich, daß viele Leute bey ihren Zeitverkürzungen (Zeitverkürzung sollte man statt Zeitvertreib sagen, weil sich dieses Wort besser zu der Langenweile und zu der Redart schickt: die Zeit wird mir lange!) so seltsam, so ängstlich, so eilfertig, so mühsam anstellen, daß man an ihnen ein solches Treiben, eine solche unnütze und unnöthige Geschäftigkeit wahrnimmt, woraus man schliessen muß: es sey ihnen nichts unangenehmer, drückender, verhaßter, forttreibenswürdiger, als die Zeit, die an sich schon so flüchtig und dahinrollend ist, daß man es kaum inne wird, die sich selbst, ohne fortgetrieben zu werden, gleich einem schnellen Strom forttreibt, oder fortwälzt.

So wahr und durch tausend Erfahrungen bestätiget dies ist: so kann doch das, was einige wenige Thoren thun; (möchten es auch im Verhältniß hundert seyn) nicht zum

Maaßstabe desjenigen dienen, was viele andere vernünftige Leute thun, oder doch thun sollten.

Denn das kann sich doch kein vernünftiger Mann, der den Werth der Zeit und die Unwiederbringlichkeit ihres Verlustes kennt, im Ernst vorsetzen, sie im eigentlichen Verstande mit Gewalt zu vertreiben, alles sein Dichten und Trachten nur darauf zu lenken, daß ihm, indem er sich in allerley Tändeleyen und Nebendingen, die ihn von seinem Beruf und Zweck weit abführen, verwickelt, der allmählige Verlust, das schleichende Verschwinden der Zeit unmerklich werde.

Aber Zeitverkürzung, sobald sie auf eine anständige, zweckmäßige, des Menschen würdige und ihm nützliche Art geschieht, ist einem jeden erlaubt, dessen besondere Umstände und Verhältnisse diese Zeitverkürzung, die-

diese Erholung fordern. Weg also mit dem Zeitvertreib!

Ob es erlaubt sey, sich die Zeit zu verkürzen, daran dürfen wir wohl nicht zweifeln, weil der fleißigste und arbeitsamste Mensch, wenn er gleich immer etwas für sich zu thun findet, doch Zeit zur Erholung von ermüdenden Geschäften, Zeit zur Sammlung neuer Kräfte und zur Vorbereitung zur künftigen Arbeit braucht. Und diese Zwischenräume, die er nun zu seiner Erholung braucht, muß er doch womit ausfüllen, weil sein unermüdet geschäftiger Geist ihn einmal nicht ruhen läßt. Indem er also diese Zwischenräume nicht durch blosses Stillsitzen, sondern durch Spazierengehen, durch Essen und Trinken, durch Gespräche und Erzählungen, durch ein unschuldiges Spiel, oder auf eine andere schickliche Art ausfüllt, so verkürzt er sich die Zeit, und diese Zeit-

verkürzung, wodurch weder dem Leibe, noch der Seele geschadet, sondern beyden vielmehr gedient und genutzt wird, ist nicht allein erlaubt, sondern sie ist auch Pflicht.

Nun können wir auch die vorhin aufgeworfene Frage sicher und ohne Weitläuftigkeit beantworten: „Kann Zeitvertreib einen Werth haben?" Zeitvertreib an und vor sich, in der rechten, eigentlichen Bedeutung dieses Worts, wie wir sie vorhin beschrieben haben, hat keinen Werth, sondern Unwerth und Schaden bey sich; Zeitverkürzung hingegen, so wie wir sie eben bezeichneten, die nach ihrem Zweck, nach des Menschen Bedürfniß, und nach dem Wohlstande eingerichtet ist, hat allerdings ihren Werth, denn sonst würde sie nicht, wie wir bereits erinnert haben, Pflicht seyn.

Nun giebt es aber, nach der verschiedenen Denkungsart der Menschen, auch sehr verschiedene Arten und Gattungen des sogenannten Zeitvertreibs, oder, richtiger zu reden, der Zeitverkürzung, welche derselben allen Werth benehmen, und die, nach dem starken Ausdruck des Engländers, recht dazu eingerichtet sind, die Zeit zu tödten. Es giebt unanständige und ungesittete, es giebt aber auch schädliche und gottlose Zeitverkürzungen.

Der eine verdirbt die Zeit, indem er glaubt, sie zu verkürzen und auf eine angenehme Art hinzubringen, durch Lesung schändlicher, auf die Beförderung des einreissenden Sittenverderbnisses, dem jeder vernünftige, gutdenkende Mann aus allen Kräften steuern sollte, abzielender Bücher, welche zwar durch ihren äusserlichen Reiz, durch den darinn herrschenden lustigen Ton

und wohlgewählten Ausdruck, wie die Sirenen durch ihren melodischen Gesang, anfänglich bezaubern, die Vergiftung aber, welche sie bey sich führen, erst hinterher spüren lassen. Der, der solche verführerische, unreine Bücher schreibt, und der, der sie lieset, mit Beyfall und Wohlgefallen lieset, sind beyde gewissermassen gleich strafbar, und der eine, wie der andere, sowohl in Ansehung seines Verstandes, als auch seines Herzens, zu beklagen.

Ein anderer, der der Spielsucht in einem hohen Grade ergeben ist, weil sein kleiner eingeschränkter Verstand sich auf keine bessere Art zu beschäftigen und die Zeit zu verkürzen weiß, opfert seine müßigen Stunden dem Kartengemische, oder andern Spielarten auf, die nicht allein der Gesundheit schädlich sind, welche man doch durch jede Zeitverkürzung befördern sollte, sondern

auch

auch den Beutel erschöpfen und nicht selten zu den größten Zänkereyen und zu den unversöhnlichsten Feindschaften Gelegenheit geben.

Ein Spieler von Profeßion, der recht geflissentlich darauf ausgeht, andern Leuten das Geld abzunehmen, der nicht allein ganze Stunden, sondern wohl ganze Tage und Nächte beym Spiel verdirbt, um, wenn er etwa einmal verlohren hat, doppelt zu gewinnen, — ein solcher Spieler ist in meinen Augen, nächst dem boshaften Verführer der Unschuld, das verachtungswürdigste Geschöpf auf Gottes Erdboden, und die Obrigkeit sollte in der That auf dergleichen Müßiggänger, (denn im Grunde sind sie doch nichts anders, weil sie nichts nützliches thun) ein wachsames Auge haben, und ihren Ausschweifungen und Betrügereyen Grenzen setzen.

Doch

Doch dieser Gegenstand ist zu wichtig, als daß wir ihn hier erschöpfen, und all' das Elend beschreiben könnten, welches die unbesonnene Spielsucht, die bey manchen Leuten und in manchen Städten und Ländern epidemisch ist, nach sich ziehet. Es wird sich schon eine andere Gelegenheit finden, mehr darüber zu sagen, und diese Art der Zeitverkürzung, die gewiß unter vielen die nachtheiligste und thörichtste ist, denen, die daran ihr Vergnügen finden, zu verleiden.

Es ist noch eine große Reihe von thörichten, ungesitteten, lasterhaften, und gemeinschädlichen Zeitverkürzungen übrig, die wir hier anführen könnten, wenn wir nicht befürchten müßten, zu weitläuftig zu werden. Wir wollen daher nur noch des unbefugten, lieblosen und unüberlegten Richtens und Lästerns erwähnen, wodurch der gute Name des Nächsten verletzt, und sehr oft sein Fortkom=

kommen in der Welt gehindert wird. Viele glauben sich, weil sie nichts anders zu thun wissen, durch dergleichen Gewäsch und Verunglimpfung ihrer Nebenmenschen, die Zeit zu vertreiben; sie urtheilen in ihren müßigen Stunden, in der Gesellschaft anderer Verläumder, über diesen und jenen, den sie oft kaum den Namen nach kennen, bekümmern sich um Dinge, die ihnen nichts angehen, rügen Fehler und Gebrechen, die sie selbst an sich haben, äussern über andere Unglücksfälle, welche sie selbst treffen können, ihre verwegene Schadenfreude; und gemeiniglich werden sie durch die Beschuldigung fremder Personen ihre eigenen Ankläger, und schaden durch ihre lieblosen, verkleinernden Urtheile sich selbst, indem sie andern zu schaden glauben.

Zeitverkürzungen von dieser Art setzen nicht allein einen schwachen Verstand und ei-

nen verdorbenen Geschmack, sondern auch ein verderbtes Herz voraus; sie können denen, welche zu ihnen ihre Zuflucht nehmen, unmöglich wahres Vergnügen und wirkliche Erholung verschaffen, und sie sind ausserdem für die menschliche Gesellschaft, welcher das Unternehmen und selbst der Zeitvertreib jedes einzelnen Mitglieds nicht gleichgültig ist, von den nachtheiligsten Folgen.

Ueberhaupt verräth es wenig Einsicht, wenig Urtheilskraft, und einen großen Vorrath von schlechten Gesinnungen, wenn jemand nicht weiß, wie er die Zeit hinbringen soll, wenn er oft und fast beständig über Langeweile klagt, und daher auch mancherley nichtsbedeutende Dinge, auf kindische Tändeleyen, und unerlaubte anhaltende Zerstreuungen verfällt, die ihn zu keinem ernsthaften Gedanken kommen lassen.

Die Zeit ist edel; — sie ward, uns als ein kostbares Geschenk, zum Wirken und Thätigseyn, zum Nutzen für uns und andere, von Gott gegeben — die Zeit flieht, und diese Flüchtigkeit der Zeit macht, wenn wir ihrer nicht wahrnehmen, wenn wir die Hände in den Schooß legen, und unsre besten Stunden gedankenlos verträumen, unser kurzes Lebensziel gleichsam noch kürzer; — der Verlust der Zeit ist, wenn sie einmal verflossen, ungebraucht verflossen ist, unwiederbringlich, und kann durch Perus gesammelte, aufgehäufte Schätze nicht zurückgekauft werden. —

Wer diese Vorstellungen recht überlegt und bey sich haften läßt, der wird nicht leicht über Langeweile klagen, der wird sich immer auf eine nützliche, wenigstens unschädliche Art zu beschäftigen, und selbst seine Zeitverkürzungen und Erholungsstunden so abzuwar-

ten und einzutheilen wissen, daß daraus weder für ihn, noch für andere irgend ein Nachtheil entstehe, sondern daß sie ihm zum wirklichen Vergnügen und Vortheil gereichen mögen.

Viertes Kapitel.

Siegfried langt nebst seiner Reisegesellschaft glücklich in Worms an; vor seiner Ankunft aber begegnet ihm ein kleiner Unfall. Er wird durch des Kaufmanns Schwiegersohn, den Oberstallmeister, dem Könige Gilbald vorgestellt, der ihn sehr huldreich empfängt, und ihn bittet, bey ihm zu bleiben.

Als Siegfried nebst seinen Reisegefährten ohngefähr noch sechs Meilen von

Worms

Worms entfernt war, kamen sie durch ein großes Dorf, wo eben eine Kindermörderinn mit dem Schwerdt hingerichtet wurde. Die Menge und das Getümmel des Volks, welches zum Zusehen gekommen war, verursachte, daß die Pferde scheu wurden, und Miene machten, durchzugehen. Der Kutscher konnte sie nicht bändigen; man eilte ihm aber zu Hülfe, und verhütete, indem man sie aufhielt, ein großes Unglück. Sobald Siegfried die Wildheit und das Ausreissen der Pferde gewahr wurde, sprang er eiligst aus dem Wagen, und verrenkte sich den rechten Fuß, den er, weil der Sprung sehr übel gerieth, leicht hätte zerbrechen können. Zum Glück war ein Wundarzt im Dorf vorhanden, der ihm den Fuß wieder einrenken, und durch einen geschickten Verband ferneren unangenehmen Zufällen vorbeugen konnte. Sowohl dieser Umstand, als auch das plötzliche Ausreissen der Pferde, wobey

ein Rad an des Kaufmanns Wagen zerbrochen war, verursachte es, daß sie sich bis den folgenden Tag in diesem Dorfe, worinn drey Edelleute wohnten, aufhalten musten.

Der Wirth des Gasthofs, wo unsre Reisenden eingekehrt waren, und wo sie eine sehr gute Herberge fanden, war ehedem Prediger in der Gegend von **Worms** gewesen, und hatte wegen wiederholter Sprünge über die in **Luthers** Katechismus und in den symbolischen Büchern vorgezeichneten Schranken des sechsten Gebots sein geistliches Amt eingebüßt. Da er Geld hatte, so pachtete er in diesem Dorfe ein adeliches Gut, und wurde ein Landwirth; an welcher Lebensart er schon als Prediger (denn er stand einer Landgemeine vor) viel Vergnügen gefunden hatte. Als der Gastwirth im Dorfe, ein sehr begüterter Mann, mit Tode abgieng, heirathete er dessen hinterlassene, junge

ge Wittwe, die auch aus geistlichem Saamen gezeugt war, setzte einen andern in seinen Pacht, und trat die neue Wirthschaft an, worinn er sich sehr gut zu schicken wußte, so daß er vielmehr Nahrung und Zulauf, als sein Vorweser, bekam. Denn er war höflich und bescheiden gegen jedermann; er wußte einem jeden nach seinem Stande zu begegnen, und er war auch gegen arme, geringe Leute freudlich und liebreich, wenn sie gleich wenig bey ihm verzehrten.

Bey diesem Gastwirth hatte sich unter dem Siegel der Verschwiegenheit ein verliebtes Paar eingemiethet, dessen beyderseitige Anverwandten in ihre Verbindung nicht willigen wollten, weil die Großväter beyder Familien einen alten Groll aufeinander hatten, der sich auch auf ihre Söhne fortpflanzte. Die Liebenden waren daher heimlich entwichen, und gedachten sich an diesem Orte kopuliren zu lassen.

Nichts ist seltsamer, gewissermaßen lächerlicher, gewissermaßen aber auch, wegen der daraus entstehenden Folgen, trauriger, als dergleichen langwierige Uneinigkeiten und Feindschaften zwischen den Vätern gewisser Familien, wodurch ihre Kinder, die an jenen Feindschaften keinen Theil nehmen, und oft gar nichts davon wissen, durchaus verhindert werden sollen, ihrer Neigung zu folgen, und sich einen Mann, oder eine Frau nach ihrem Geschmack zu nehmen. Dergleichen bey alten, verdrüßlichen Grauköpfen selten bezwingbarer Eigensinn ist der Quell so vieler gezwungenen und unglücklichen Ehen, welche denen, die sie stiften, und denen, die ihren Nacken unter dieses Joch biegen, am Ende gleich lästig werden, und die menschliche Gesellschaft an ihrem Flor und erwünschten Fortgange hindern.

Es war dieses hochadeliche Pärchen, welches

ches sich im Gasthofe zum wilden Mann, (denn es war noch ein anderer von geringerer Bedeutung im Dorfe) wo Siegfried und der Kaufmann zur Herberge waren, einquartirt hatte, ein Pärchen von besonderer Art, von sehr verschiedenen Meinungen, Gesinungen und Grundsätzen. Er, ein gewesener Major von mittleren Jahren, gutem offenen Verstand, reiner Herzensgüte, deutschem, biedern Wesen, und feiner Bildung, aber dabey stolz, auf seine erlangte Einsichten und tugendhaften Fertigkeiten, und ziemlich affektirt; sein Name hieß Adelskron. Sie, eine verwittwete Freyfrau von Ziegenhaar, ohngefähr zwanzig Jahr alt, war im höchsten Grade eitel, von sich und ihrer Schönheit eingenommen, der französischen Galanterie und Lustigkeit ergeben, und zu allen damit verbundenen und daraus entspringenden Ausschweifungen geneigt, von deren wirklichen Begehung sie aber durch ihre

vernünftige und rechtschaffene Tante zurückgehalten wurde.

Der Gastwirth hatte diesen Kandidaten des Ehestandes ein Zimmer neben demjenigen eingeräumt, wo Siegfried, und der Kaufmann nebst seinem Sohne abzutreten und sich aufzuhalten, angewiesen waren. Eine überaus dünne Wand sonderte beyde Zimmer von einander ab, so daß man, was in der einen Stube gesprochen wurde, leicht in der andern hören, und wenn man genau aufmerkte, verstehen konnte. Reisende nehmen jede Art des Zeitvertreibs oder der Zeitverkürzung mit, die ihnen auf ihrem Wege aufstößt, und dürfens freylich damit so genau nicht nehmen, weil auf Reisen einmal nicht die Bequemlichkeit in aller Absicht zu erwarten steht, die man zu Hause genießt. So machte es Siegfried. Während der Zeit, daß der Kaufmann nebst seinem

nem Sohne im Dorfe umherschlich, und der bärtige Kutscher, der ehedem Soldat gewesen war, den horchenden Bauern in der Gaststube die ausserordentlichen Begebenheiten des siebenjährigen Krieges nebst seinen dabey bewiesenen Heldenthaten erzählte, beschäftigte sich Siegfried, der seines kranken Fußes wegen das Zimmer hüten muste, damit, daß er den immer lauter werdenden Unterredungen des adelichen Brautpaars zuhorchte; er merkte endlich, daß der Inhalt ihres Gesprächs dieser war: was man sich eigentlich von der Liebe für einen Begriff zu machen habe. Die junge Wittwe, der es bey allen ihren Leidenschaften und Unternehmungen nur ums Vergnügen, um den sogenannten Zeitvertreib zu thun war, schien von der Liebe sehr seichte, modische und gar zu sinnliche Vorstellungen zu haben. Der Herr von Adelskron wollte sie durch seine Philosophie bekehren, und sie von ihren

Thorheiten heilen; dies war eine große Unternehmung, wobey er viel zu bestreiten und zu überwinden fand; denn es hatte ihr ein junger Offizier, der in Paris gewesen war, und ihr gleichsam Unterricht in französischen Sitten, Thorheiten und Gaukeleyen gab, das Köpfchen vollends schwindlicht gemacht, daß es brausete und stürmte, und nicht leicht ernsthaften Vorstellungen, die auf ihre Sinnesbesserung abzielten, Raum gab. Sonst hatte sie eben kein schlechtes, verdorbenes Herz, sondern war nur durch den Umgang mit rohen, leichtsinnigen, im Genuß der Weltlust ersoffenen Leuten verführt und von ihren ehemaligen guten Grundsätzen abgeführt worden.

Das Gespräch des adeligen Brautpaars, welches vielleicht keinen so nahen Beobachter dessen, was unter ihnen vorgieng, vermuthete, wurde für unsern Siegfried immer

mer interessanter; er zog seine Schreibtafel hervor, und merkte sich daraus, um den Kaufmann während der noch übrigen Reise mit dieser Materie unterhalten, oder es bey andern Gelegenheiten brauchen zu können, folgende Hauptsachen an.

Fünftes Kapitel.

Abermals ein Intermezzo. Fragment eines Dialogs über die Liebe und was dem Dinge, welches man von Alters her so benamset, anhängig ist.

Der Herr von Adelskron. — Aber, gnädige Frau, Sie scheinen mich gar nicht zu verstehen, und mich aus einem ganz unrechten Gesichtspunkt zu beurtheilen.

Die

Die Freyfrau von Ziegenhaar. Sie sind ein wunderlicher Heiliger, mein lieber Adelskron. Solche philosophische, platonische Liebhaber, wie Sie, dächt ich, müßt es wenig auf diesem Erdrunde geben. So lange gehen wir nun schon, obgleich auf eine entfernte Art, und in allen Ehren mit einander um, und jetzt, da wir gar beysammen wohnen, da wir unsrer ehelichen Verbindung so nahe sind, stellen Sie sich noch immer, als ob Sie mich nicht liebten, als ob alles das, was Sie seit jenem merkwürdigen Abend für mich fühlen, bloße, reine, von aller Sinnlichkeit abgesonderte Hochachtung wäre. Sagen Sie mir, seltsamer Mann, wie reimt sich das?

Der Herr von A. Darf ich Sie fragen, gnädige Frau, was die Liebe ist? Mich dünkt, hierüber sind wir noch nicht einig.

Die

Die Frau von Z. Was die Liebe ist? — Die schöne Frage!

Der Herr von A. Ey, ich muß ja wissen, was für einen Begriff Sie mit diesem Worte verbinden, um denselben, wenn ich ihn nach meiner Philosophie falsch, oder doch fehlerhaft und unvollständig finde, ergänzen und berichtgen zu können. Denn Sie zeichnen die Liebe, wie ich merke, mit so leichten Zügen; Sie reden in einem so nachläßigen, leichtsinnigen Ton von ihr, daß es mir ein wenig verdächtig vorkommt, und ich möchte Ihnen nicht gern eine Liebe für die andere geben.

Die Frau von Z. Giebt es denn mehr als eine Liebe? Ich dächte, sie wäre überall eben die, die ich in Gesellschaften und bey andern Gelegenheiten kennen gelernt habe; eine Sache, die sich besser empfinden,

als beschreiben läßt. Die Liebe besteht, nach meinem Urtheil, in einer Gleichheit des Geschmacks, in einer Vereinigung zum Vergnügen, zum frohen Lebensgenuß; sie ist ein gewisser Kitzel des Herzens, den ein Blick wirket, und ein Nichts wieder zerstöret. Die Liebe ist das Band und das Triebwerk der menschlichen Gesellschaft; sie flattert frey und ungebunden von einem Gegenstande zum andern, und hat die Einsamkeit verlassen, um mit großem Geräusch Vergnügen und entzückende, berauschende Sinnenlust auf ihren Flügeln herumzutragen. Sehen Sie, mein Herr, so denke ich von der Liebe! Was däucht Ihnen zu diesem offenherzigen Glaubensbekänntniß?

Der Herr von U. Von dieser ganzen Beschreibung verstehe ich kein Wort. Vielleicht haben sie dieselbe, (nehmen Sie mir's nicht ungnädig) irgend einem französischen

Witz-

Witzling, der kein Philosoph und Menschenkenner war, abgeborgt.

Die Frau von Z. Es fehlt nicht viel, Sie beleidigen mich und machen mich böse.

Der Herr von A. Sie glauben also in der That, daß dies die Liebe ist?

Die Frau von Z. Ob ich es glaube? Allerdings; in der galanten Welt kennt und duldet man keine andere: doch, wir wollen uns mit einander vergleichen; uns einer solchen Kleinigkeit wegen zu zanken, wäre Schulfüchserey. Sagen Sie mir also, was machen Sie sich für einen Begriff von der Liebe?

Der Herr von A. Der Begriff, den ich davon habe, läßt sich nicht gut ausdrücken. Die Liebe, so wie ich sie mir denke,

wohnt nicht auf den Lippen, sie kann nur empfunden werden; und, ohne Sie zu beleidigen, gnädige Frau, vermuthe ich, daß sie selten in Ihrer galanten Welt zu finden ist; denn sie setzt eine Seele voraus.

Die Frau von Z. Ach, ich merke schon, Sie wollen mir jenes altfränkische, längst aus der Mode gekommene Ding anpreisen, welches blos von Geheimnissen, von Thränen und Seufzern und von der lieben Langeweile lebte; jenen Tyrannen unsrer züchtigen Großmütter, denen eine zehnjährige Treue noch zu wenig war. Dieser alte Schlendrian ist auf ewig aus der Gesellschaft verbannt; nach der heutigen Mode werden dem Amor nur im Vorbeygehen ein paar Weihrauchskörnchen zugeworfen. Wir haben seine Pfeile, die ehedem tödtlich waren, entzwey gespalten, und so leicht, als die Federn gemacht, womit sie beflügelt sind.

Sie dringen nicht mehr ins Herz; sie reizen und kitzeln es nur. Folgen Sie mir, Adelskron, lassen Sie Ihre philosophischen, kunstmäßigen Begriffe von der Liebe, womit Sie in keiner artigen Gesellschaft durchkommen, fahren; richten Sie sich nach der Mode, die ist weit bequemer und vorzüglicher, als Ihre trockene Philosophie. —

Der Herr von A. Ich der Mode folgen? Ich sollte meine vernünftigen, geprüften und bewährten Grundsätze fahren lassen? Das kann ich nicht.

Die Frau von Z. weil Sie nicht wollen, weil Sie keinen Rath annehmen.

Der Herr von A. Im Ernst, gnädige Frau, ich bedaure Sie.

Die Frau von Z. Wen? mich?

Der Herr von A. In der That, Sie!

Die Frau von Z. Ey mein lieber Adelskron, Sie scheinen mir sehr zum Mitleid aufgelegt. Bis diese Stunde habe ich mir geschmeichelt, daß ich dieses traurige Gefühl noch nicht erregen könne.

Der Herr von A. Und ich gestehe, ich wiederhole Ihnen, daß ich Sie im Ernst bedaure; denn untersuchen Sie nur einmal die Quelle und den Werth des Glücks, das Sie mir schildern, so werden Sie finden, daß es in Ihrem Kopfe, in Ihrer Einbildung, und nicht in Ihrem Herzen liegt. Dieser schwärmende Leichtsinn, dieses Getümmel, dieser Strudel, in welchen alle Ihre Sinne sich werfen, sind nichts, als ein fieberhafter Taumel, ein bald verfliegender

Rausch, der Ihren Geist beunruhigt und herumtreibt, ohne ihn jemals zu befriedigen. Mitten unter Ihren rauschenden Festen, unter Ihren glänzenden Ausschweifungen, jagen Sie dem Vergnügen nach, und finden es nicht. Warum laufen Sie so weit? Die gütige Natur hat es in seinem rechten Maaße neben Sie hingelegt; allein, Sie greifen nach einem Schatten, wenn Sie bey dem Witz das suchen, was nur das Herz gewähren kann.

Die Frau von Z. Hilf Himmel! ich glaube, Sie predigen! Vortreflich, mein Herr! doch hat Ihre Standrede mich nicht überzeugt; denn dieser Zustand, worinn ich mich befinde, scheint mir angenehm, und was sie für einen Traum halten, ist für mich ein fühlbarer Genuß.

Der Herr von A. Desto schlimmer für Sie.

Die Frau von Z. O so lassen Sie mir wenigstens das Vergnügen, zu glänzen und zu gefallen. Es ist meinem Geschlecht so nöthig, als das Leben; und ich wollte eben so gern der Schönheit entbehren, als die Gewalt derselben auf einen einzigen einschränken. Werfen Sie einmal einen Blick in das Herz eines Frauenzimmers, und urtheilen Sie, was für eine Wonne sie berauschen müsse, wenn die schmachtenden Augen eines schimmernden Kreises auf sie allein gerichtet sind; wenn sie auf hundert Zeugen ihrer Allmacht Liebe, Verdruß oder Zufriedenheit ausgiessen kann. Kaum öfnet sie den Mund, so hallt ein Lobspruch zurück; kaum wirft sie einen Blick, so mahlt die blasse Furcht, oder eine glühende Hofnung sich auf den Gesichtern: sie kann ein Gewitter erregen, oder dem Donner das Stillschweigen gebieten, und wenn sie alle Leidenschaften aufwühlet,

wenn sie alle Herzen in Flammen setzt, so bleibt das Ihrige in einer stolzen Ruhe.

Der Herr von A. Das Ihrige bleibt in Ruhe! Was für eine schöne Aussicht zeigen Sie uns! Wie? die lebhafteste Zärtlichkeit — — — —

Die Frau von Z. O Sie halten sich bey jedem Wörtchen auf; wollen Sie zanken? Ich habe Ihnen gesagt, daß die Freude zu glänzen, unter die Bedürfnisse des Frauenzimmers gehöret.

Der Herr von A. Nun, so glänzen Sie; ich habe nichts dagegen, und lassen Sie mich andere Wollüste suchen, die Ihrer Seele unbekannt sind; wenig Geräusch, aber destomehr Liebe, einige Reizungen, ein offenes, tugendhaftes Herz! — mehr brauche, mehr wünsche ich nicht.

Die Frau von Z. Dergleichen Muster sind ja auch in meiner Welt anzutreffen.

Der Herr von A. Was? Liebe unter ihnen?

Die Frau von Z. O ja, Sie dürfen nicht daran zweifeln.

Der Herr von A. Ich verstehe Sie; Sie meinen jene flatterhafte, kavaliermäßsige Liebe, der Sie vorhin eine so seltsame Lobrede gehalten haben. Nein gnädige Frau, ich habe einen ganz gemeinen Geschmack, und Ihre Liebe ist zu vornehm, um in meine Brust einzukehren. Ich kann Ihren prächtigen Lehren nicht folgen, und da ich, wenn ich einmal liebe, mein ganzes Herz hingeben will, so muß ich auch ein ganzes Herz dagegen erhalten. Ich hasse so sehr, als Sie, das arkadische Getändel, aber noch

mehr

mehr hasse ich das anstößige Geräusch. Ich begnüge mich mit dem, was ehrbar ist, und wenn man mich auch noch so sehr darum tadeln sollte; ich muß die Person, die ich liebe hochschätzen, oder ich höre auf, sie zu lieben.

Die Frau von Z. Glauben Sie denn, daß ich der Hochachtung entsage?

Der Herr von A. Bey Ihnen und in dem Zirkel, wo Sie bisher gewesen sind, hat dieses Wort eine sehr schwankende Bedeutung. Unter uns gesagt, Sie verschenken Ihr Zutrauen und Ihre Hochachtung oft an Leute, auf denen man anderswo nicht viel hält.

Die Frau von Z. Sie wollen mich zum Unwillen reizen; aber es soll Ihnen nicht gelingen. Ich will meinen An-

schlag durchsetzen. Machen Sie nur, daß wir bald Eheleute werden. — Ein nähe-rer Umgang wird auch unsern Geschmack nä-her vereinigen.

Der Herr von A. Meinen Sie das? An mir solls nicht liegen, daß unsere eheli-che Verbindung, nach den Ceremonien der Kirche, beschleunigt werde. Möchten Sie nur ernsthafte Ueberlegungen anstellen, und möchten Sie bald die wahre Liebe, die in der genauen Uebereinstimmung der Gemü-ther und Neigungen und in dem Vergnügen an des andern Vollkommenheiten besteht, wodurch der Wunsch der genauesten Vereini-gung mit dem verliebten Gegenstande eben so dringend, als nothwendig gemacht wird, kennen lernen!

Sechstes Kapitel.

Fortsetzung und Beschluß der im vierten Kapitel abgebrochenen Erzählung von Siegfrieds erfolgter Ankunft an König Gilbalds Hofe, und von seiner Vorstellung durch den Oberstallmeister.

Sobald Siegfried nebst seinen Reisegefährten in Worms angekommen war, (er nahm auf des Kaufmanns dringendes Ersuchen sein Absteigequartier bey dessen Schwiegersohn) war er darauf bedacht, sich Kleider machen zu lassen, wozu ihm der Kaufmann das nöthige Geld vorschoß, um mit dem erforderlichen Anstand vor dem König Gilbald und dessen Hofleuten erscheinen zu können.

Nachdem er sich einige Tage von den Beschwerlichkeiten der Reise erholt, und dasjenige, was zu seinem Anzuge erfordert wurde, beysammen hatte, ließ er sich durch des Kaufmanns Schwiegersohn, den Oberstallmeister, **Rupert von Wichmannshausen** genannt, dem Könige **Gilbald** vorstellen, der ihn, da er seine Herkunft erfuhr, überaus gnädig aufnahm, und ihm sogleich eine Stelle unter seinen Hofjunkern anwies, damit er nebst ihnen den gehörigen Unterricht in allem, was ein junger Edelmann wissen muß, und in allen zu seinem künftigen Stande und Beruf erforderlichen Uebungen geniessen möchte. Er wurde auch an demselbigen Tage, da er bey dem Könige Audienz hatte, zur Tafel gezogen, und es wurde ihm von sämtlichen Hofleuten viel Ehre erwiesen.

Einer von diesen Hofleuten, der bey dem

dem Könige sehr wohl gelitten war, fragte ihn, woher es doch käme, daß er sich so weit von seinem Vaterlande entfernt hätte, da er doch, wie er vernommen hätte, der einzige Prinz und sein Herr Vater bereits ein alter Herr wäre. Siegfried antwortete: die Begierde nach Ebentheuern, mannhaften Thaten und seltsamen Begebenheiten habe dieses verursacht, und er hätte von Jugend auf, einen großen Trieb bey sich verspürt, fremde Länder zu sehen, und sich in der Welt etwas zu versuchen; auch hätte er in der kurzen Zeit seiner bisherigen Wanderschaft, seitdem er aus seines Vaters Hause sich entfernt hätte, manches erfahren, welches vielleicht nicht einem jeden begegnen möchte.

Diese Aeusserung machte den König Gilbald nebst den Hofleuten, die an seiner Tafel waren, nach den Erzählungen seiner

Schick-

Schicksale und Unternehmungen lüstern, und er wurde ersucht, die Gesellschaft mit dem, was ihm bisher begegnet war, zu unterhalten.

Siegfried konnte dieser Aufforderung nicht widerstehen. Er erzählte also umständlich seine bisherigen Begebenheiten, von seiner ersten Ausflucht und von seinem kurzen Aufenthalt in des Schmidts Hause an, bis zu seinem Ausgange aus dem Hause des ehrlichen Schumachers und zu seiner darauf erfolgten Reise nach **Worms**, wohin er anfänglich nicht gedacht hätte, und wobey er durch den Kaufmann, seinen Landsmann, wider Vermuthen gefördert, und so freundschaftlich unterstützt worden wäre.

Er vergaß bey dieser Erzählung nicht, zu erwähnen, wie der Schmidt, zu dem er sich zuerst nach seiner Auswanderung aus

seiner Aeltern Hause begeben, aufgehetzt von seinen gottlosen Gesellen, Böses mit ihm im Sinne gehabt, und ihn in den großen Wald geschickt hätte, in der Meinung, er sollte darinn umkommen; sein guter Genius aber, oder vielmehr seine Schutzgöttinn, die ihn unsichtbar begleitete, hätte solch Unglück von ihm abgewendet, und ihm Glück gegeben, den ungeheuern Dachen zu bezwingen, der ihm zu Leibe gewollt hätte. Er ertheilte hierauf der horchenden und neubegierigen Gesellschaft, die solche Mannichfaltigkeit von einem jungen Menschen, wie er, nicht vermuthete, Nachricht, wie es mit der Ueberwindung und Ertödtung des Drachen zugegangen, und was ihm aus dessen Fett für ein großer Vortheil zugewachsen sey.

Als Siegfried seine Erzählung, worüber sich jeder, der sie hörte, verwunderte, geendigt hatte, faßte der König Gilbald

nebst seinen Höflingen noch viel mehr Hochachtung für den jungen Siegfried, weder zuvor, und gab ihm gleich eine Befehlshaberstelle unter seinen Hofjunkern, weil ihrer keiner sich so viel versucht und bereits so viel Ruhm erworben hatte, als er. Indeß wohnte Siegfried auf des Königs Geheiß den bestimmten Unterweisungsstunden und ritterlichen Uebungen bey, und brachte es in kurzer Zeit so weit, daß er keines Unterrichts weiter bedurfte.

Siegfried hatte bey der Erzählung seiner Begebenheiten, als er das erstemal bey dem Könige zur Tafel war, unter andern eines Schutzgeistes und einer Schutzgöttinn erwähnt: dieses waren für die horchenden Höflinge, die größtentheils gut katholisch waren, böhmische Dörfer. Insonderheit waren diese Ausdrücke dem anwesenden orthodoxen Hofprediger aufgefallen, und dieser nahm sich

nach

nach aufgehobener Tafel die Freyheit, über diese Gegenstände, wovon er zwar keinen rechten Begriff hatte, die er sich aber doch dunkel als irrige, abergläubige, dem Lehrbegriff der römisch-katholischen Kirche zuwiderlaufende Vorstellungen dachte, mit unserm Siegfried ein Wörtchen im Vertrauen zu reden. Siegfried wußte sich in die Zeit zu schicken, er stellte sich, als ob er den Ermahnungen und Zurechtweisungen des ehrwürdigen Hofpaters Gehör gäbe, und versprach, da er sich nun in einem christ-katholischen Lande und an einem dergleichen Hofe befände, folgsamer, als irgend einer, gegen die Geistlichkeit zu seyn, keine Messe zu versäumen, und, ohne weitere Untersuchung und Bedenken, mit völliger Gefangennehmung seiner rebellischen Vernunft, steif und fest zu glauben, was die Kirche glaubt, und zu glauben befiehlt. Durch solche Versicherung verursachte er dem Hofpater,

ter, der gern Proseliten machte, und von der Bekehrungssucht angesteckt war, große Freude.

Ueberhaupt ließ der Hofprediger, der unter vielen schlechten Kanzelrednern in der dortigen Stadt und Gegend, als ein guter, populairer und erbaulicher Prediger bekannt war, der seine Naturgaben fleißig exkolirte, als Siegfried bey des Königs Tafel seine abentheuerlichen Begebenheiten erzählte, keins von dessen Worten auf die Erde fallen. Besonders war es ihm merkwürdig, daß die böse, mörderische Absicht, mit welcher der Schmidt unsern Siegfried in den Wald schickte, für ihn wider alles menschliche Vermuthen einen so guten und glücklichen Ausgang gehabt hätte.

Er hielt diese wunderbare Begebenheit in seinen Gedanken, ob er gleich von einer Menge

ge lustiger Höflinge umringt war, (denn er war gewohnt, zu abstrahiren) mit der nicht minder wunderbaren Geschichte Josephs, der in Aegypten verkauft, und bald hernach zum großen Herrn erhoben wurde, zusammen, und formirte aus dieser Vergleichung eine vorläufige Disposition zu seiner künftigen Sonntagspredigt, zu welcher er unsern Helden, weil er durch seine Erzählung dazu Gelegenheit gegeben hatte, feyerlich einlud.

Noch hatte Siegfried keine Messe gehört und keiner christlichen Predigt beygewohnt, denn seine Aeltern und Vorfahren lebten noch im Heydenthum, weil die von den Jesuiten zur Bekehrung der Utopier ausgesandten Apostel, mit ihren beweglichsten Vorstellungen nicht vermocht hatten, ihre steinernen Herzen zu erweichen. Denn diese verschmitzten Kerle schienen ihnen alte

Betrüger und feine Spionen zu seyn, die, unter dem Vorwande der Glaubensreinigung, das Land zu erforschen gekommen wären, daher sie sich auch, ohne ihr Netz nach Bequemlichkeit ausgeworfen und ihren Zweck, der vielleicht mehr, als einer, seyn mochte, erreicht zu haben, von dannen packen mußten.

Am nächstfolgenden Sonntage hielt der Hofprediger seine an der königlichen Tafel unter dem Geklirre der Gläser und dem Gesumse der Hofwürmer prämeditirte Predigt über Siegfrieds und Josephs verglichene und verbundene Geschichte; diese Predigt, bey welcher der ganze Hof, unsern Siegfried nicht ausgenommen, zugegen war, fand, ohngeachtet ihres simpeln, ungekünstelten Tons, allgemeinen Beyfall, und wurde auf ausdrücklichen Befehl des Hofes, zu Beförderung gemeiner Erbauung gedruckt.

Da von der längst vergriffenen zwiefachen Auflage dieser Predigt, die man gewissermassen eine Kasualpredigt nennen mag, weil und in so fern sie durch Siegfrieds Erzählung und Begebenheiten veranlasset wurde, ein Exemplar, obwohl ziemlich schmutzig, in unsere Hände gekommen ist, so wollen wir dieselbe, weil sie eben nicht zu lang ist, unsern Lesern mittheilen, unter welchen es hoffentlich doch einige geben wird, denen Predigten überhaupt, und gedruckte Predigten insonderheit nicht aneckeln. Man beliebe sich aber beym Lesen zu erinnern, daß diese Kanzelrede nicht das Werk eines geistlichen, hoch daherfliegenden Stutzers aus dem vierten oder fünften, oder achten Jahrzehend des jeztlaufenden und bald verstrichenen achtzehnten Jahrhunderts, sondern eines Mannes ist, der so redete, wie's ihm ums Herz war, und der gern allen allerley werden wollte.

Siebentes Kapitel.

„Predigt über das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen, als einen Anlaß zur Verehrung dessen, der sie regiert, am Sonntage nach Ostern 1421 in der königlichen Schloß- und Domkirche gehalten von dem Hofpater Augustin, Benediktiner Ordens, Magister Theologiae, u. s. w.“

„Der liebe Gott, der seine Lust hat an unserm Wohlergehen, sey uns gnädig, und mache uns alle fromm und selig, Amen.

Lieben Freunde in dem Herrn. Ich habe, wie ihr euch dessen hoffentlich erinnern werdet, heute vor acht Tagen von den Mißbräu-

bräuchen und großen Schäden gepredigt, welche eine verkehrte, unzeitige und unbesonnene Neugierde nach sich zieht, und euch gezeigt, wie das Maulaffsperren und verwegene Forschen nach Neuigkeiten zur Sünde werden kann. —

Es hat aber jedes Ding in der Welt seine gute und seine schlimme Seite, je nachdem mans braucht und anwendet. Selbst das Gift, welches Menschen und Vieh tödtet, thut, in geringem Maaß eingenommen, bey vielen Krankeiten und Leibesgebrechen vortrefliche Wirkung. So ists auch mit der Neugierde; sie schadet und nützt, je nachdem man sie gut oder verkehrt anwendet.

Seht, meine Freunde, ich bin auch in diesen vergangenen Tagen neugierig gewesen, und daß ichs war, das setzt mich heute in den Stand, euch eine gute, erbauliche Predigt

zu halten, und euch etwas von dem, was ich gutes, neues gehört habe, mitzutheilen.

Es ist nämlich ein junger Gesell, eines Königs Sohn aus Utopien, bey uns angekommen, feinen Antlitzes, guter Bildung, und wie ich merke, auch von guter Gemüthsart. Dieser junge Mensch, der sich bey uns zum Ritter bilden will, damit er einst, wenns erfordert wird, in den Streit ziehen, und für sein Vaterland fechten könne, hat uns viel neue Mähr von seiner Reise mitgebracht. Ich lernte ihn vor einigen Tagen an der Tafel unsers guten und weisen Königs kennen. (denkt nicht, ihr Bärenhäuter, die ihr dort unten hinter den Weiberstühlen lauscht, daß ich dies aus Praleren sage) Es ist dieser junge Held unter andern, da er kaum seine Wanderjahre angetreten hatte, von seinem Meister, einem Grobschmidt, bey dem er das Handwerk erlernen wollen, in einen großen,

unsichern, von wilden Thieren bewohnten Wald geschicket worden, unter dem Vorwande, Kohlen zu bestellen; im Grunde aber hat der gottlose Mann die Absicht gehabt, der junge Gesell, der mit seinem Vornamen Siegfried heißt, sollte von den wilden Thieren zerrissen werden: denn er hatte ihm etwas nicht nach seinem Sinn gemacht, und er wollte ihn gern los seyn.

Aber hört, meine Lieben, wie der allwaltende Gott, der insonderheit der Reisenden und Verlassenen Schutzpatron ist, dem armen Schelm aus der Bredouille half. Es wohnte in diesem Walde ein ungeheurer Drache, der weit und breit gefürchtet war; dieser wollte sich über den guten Jungen hermachen, und ihn zu seinem Frühstück schmausen; aber nicht also! Der liebe Gott gab diesem Siegfried Gnade, daß er sich ein Herz faßte; er verlieh ihm Kraft und Stärke,

daß er den ungeheuern Drachen tödtete. Wie dies nun eigentlich zugegangen, das würde hier zu erzählen zu weitläuftig seyn. Vielleicht läßt er seine Begebenheiten einmal in Druck ausgehen; da könnt ihrs denn alle zu lesen kriegen.

Doch ich wollte euch nicht blos eine Neuigkeit erzählen; sondern ich wollte euch auch deren Mittheilung, nach meiner Amts- und Gewissenspflicht, nützlich machen. Merket also, was ich sage, und behalters in einem feinen, guten Herzen.

Der Mann, der diesen vornehmen Jüngling aus mörderischen Absichten in den Wald schickte, hatte natürlicherweise Böses mit ihm im Sinn: Gott aber, der über die Menschen wacht, verwandelte dieses Böse in Gutes, und schenkte ihm einen glücklichen Ausgang aus dem Walde; er der allein

mäch-

mächtig ist, half diesen Siegfried, der sich auf seine allmächtige Helferskraft verließ, siegen; er errettete ihn aus der Noth und augenscheinlichsten Lebensgefahr: — sein Name sey dafür gelobet!

Viel Aehnlichkeit hat diese Geschichte des jungen Siegfried mit der Geschichte des in der Bibel vorkommenden Josephs, den seine Brüder aus Neid in die Sklaverey nach Aegypten verkauften, wo der liebe Gott ihn zum großen Manne machte, und folglich das von seinen nächsten Blutsfreunden ihm zugedachte und beschiedene Böse in lauter Gutes verwandelte. Darum sagt David im dritten Psalm: **Erkennt doch, daß der Herr seine Heiligen, seine Vertrauten, seine Lieblinge, wunderlich führet.**

Ich werde euch das heutige Sonntags-

evangelium, welches ich zu meiner dermaligen Absicht nicht brauchen kann, zwar vorlesen, weil ihr einmal an diese Ordnung gewöhnt seyd; ich will aber nach dessen Vorlesung einen besondern, schicklichen Text aus der Geschichte Josephs zum Grunde legen, und sowohl diese Geschichte, als auch die Begebenheit Siegfrieds; der nun vor euren Augen als ein lebendiges Muster von Gottes wunderbarer Errettung aus Noth und Gefahr herumwandelt, zu eurer Bekehrung und Erbauung anzuwenden suchen. rc.

Text: 1 B. Mose.

Joseph sprach zu seinen Brüdern: Ihr gedachtets böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen, daß er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erretten viel Volks.

Diese wenigen Texteswörte, meine Lieben, brauche ich euch nicht weiter zu erklären; ihr verstehet sie von selbst. Aber das will ich thun, euch lehren, was darinn enthalten ist, und was für eine Wahrheit wir zu unsrer Erbauung daraus herleiten können, nämlich:

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen, als ein Anlaß zur Verehrung dessen, der sie regieret.

Dieses, Freunde, sey der Gegenstand meiner Betrachtung und eurer Aufmerksamkeit.

Zuerst wollen wir unsere Andacht mit dem Wunderbaren in den menschlichen Schicksalen unterhalten, und

Hernach zeigen, wie solches uns ein starker Anlaß und Ermunderungsgrund

zur

zur herzlichen Verehrung desjenigen sey, der die menschlichen Schicksale lenkt und regieret.

Erster Theil.

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen ist also der Gegenstand unsrer Betrachtung, zu welcher wir durch die ältere Geschichte eines Josephs, und durch die neuere eines Siegfrieds veranlasset werden. Wunderbar pflegen wir dasjenige zu nennen, was sich nicht alle Tage, sondern nur selten zuträgt, was für den, der es sieht oder hört, etwas neues, merkwürdiges und ausserordentliches ist, und was daher die Aufmerksamkeit der Menschen nach sich ziehet. Unter dem Schicksal, wovon die alten Heiden sehr falsche und verkehrte Begriffe hatten, verstehen wir alles, was dem Menschen von seiner Geburt an bis an seines

nes Lebens Ende hienieden, ohne sein Zuthun und oft ohne sein Erwarten, begegnet, Gutes und Böses durcheinander.

Dieses alles geschieht nicht von ohngefähr, wenn's gleich in unsern Tagen, wie in den vorigen Zeiten, Spötter und Freygeister genug giebt, welche die unvermeidliche Nothwendigkeit des Schicksals behaupten, und der Meinung sind, es gehe alles in der Welt ohne eine höhere Leitung und Einwirkung seinen Gang fort; der liebe Gott bekümmere sich nicht um die Handlungen und Begebenheiten des Menschen, und er könne seinem Verhängniß nicht entgehen, er möchte übrigens leben, wie er wolle.

Da giebts auch manche Irrgeister; die bilden sich gewisse Schutzgeister, oder Schutzgötter und Schutzgöttinnen ein, von denen

sie

sie auf ihren Wegen und Stegen vor jedem Unfall und vor aller Gefahr bewahrt würden; dies ist Aberglaube, und wenn man sich auf solche vermeinte Schutzgeister verläßt, und darüber des lieben Gottes vergißt, so plumpt man öfters ins Unglück hinein, und begehet eine große Sünde.

Ja, werdet ihr sagen, Herr Pfarrer, sind nicht unsre Heiligen, zu deren Verehrung wir nach den Vorschriften der Kirche angewiesen sind, solche Schutzgeister und Schutzpatronen, deren abgeschiedene Seelen uns unsichtbar umgeben, und uns warnen, wenn uns irgend ein Unglück bevorsteht? — Darinn habt ihr zwar nicht unrecht, lieben Brüder, aber hütet euch, daß ihr der Sache nicht zu viel thut, daß ihr die Verehrung der Heiligen, die doch Menschen, wie ihr waren, nicht zu weit treibet. Denn wenn ihr den lieben Gott nicht zum

Freun-

Freunde habt, wenn ihr dem nicht durch eure Gesinnungen und durch euer Leben gefallet, so können euch alle Heiligen mit ihrer Fürsprache nichts helfen. Ihr wisset, unser König Gilbald ist ein sehr guter Herr; seyd ihr aber ungehorsam und widerspenstig gegen ihn gewesen, und habt ihn wider euch aufgebracht, so würden gewiß, bevor ihr mit ihm ausgesöhnt wäret, alle eure Bitten um irgend eine Gnadenbezeugung, die ihr von ihm zu erlangen hoftet, vergebens seyn, wenn euch auch alle seine Hofleute unterstützen und bey demselben vertreten sollten.

Das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen leuchtet nun insonderheit aus der Geschichte Josephs und aus den Begebenheiten unsers jüngst angekommenen Siegfrieds hervor, deren ich im Eingange erwähnt habe. Joseph hatte einen merkwürdigen Traum gehabt, worinn ihm geweissagt

wurde, er würde der glücklichste, der ansehnlichste unter seinen Brüdern werden, und diese würden genöthigt seyn, sich vor ihm zu demüthigen. Dies erregte ihren Neid und ihren Unwillen, und um seiner los zu werden, und die erwähnte Prophezeihung zu Schanden zu machen, verkauften sie ihn als einen Sklaven an vorüberreisende Kaufleute, die ihn mit nach Aegypten schleppten. Es konnten aber die Bösewichter, Josephs Brüder, Gottes gnädige Absichten nicht hindern. Denn was er einmal über die Seinen beschließt, das führt er herrlich hinaus. Jene glaubten, sie hätten ihn zu seinem Unglück und Verderben nach Aegypten geschaft, es geschah aber zu seinem Glück, denn Potiphar machte ihn zu dem vornehmsten und ansehnlichsten Mann in seinem Königreiche, und ließ öffentlich vor allem Volk vor ihm her ausrufen: **Das ist der, den der König will geehrt haben.**

Daher konnte nun Joseph auch seinen Brüdern so dreist unter die Augen sagen, wie in unserm Text zu lesen ist: Ihr gedachtets böse mit mir zu machen, aber Gott hat es gut gemacht, daß er thät, wie es jetzt am Tage ist, zu erretten viel Volks. Denn Joseph hatte nicht allein dem ägyptischen Könige Pharao seinen Traum ausgelegt, sondern auch während der von ihm vorherverkündigten Theurung solche kluge und haushälterische Anstalten getroffen, daß eine große Menge Volks, die sonst hätte Hungers sterben müssen, gesättigt und beym Leben erhalten wurde. Am Ende wurde er noch der Versorger seines alten, rechtschaffenen Vaters und seiner ganzen Familie. Waren also Josephs Schicksale nicht wunderbar? Muß es nicht einem jeden auffallend und merkwürdig seyn, wenn er sieht oder von andern hört, daß aus einem Bettler ein Edelmann, und aus einem

Sklaven ein großer, vornehmer Herr worden ist?

Eben dieses Wunderbare, welches uns zum Preise und zur Verehrung Gottes führt, finden wir nun auch in den Begebenheiten des jungen Menschen, Siegfried genannt, der vor wenig Tagen bey uns angekommen ist. Menschen gedachten es böse mit ihm zu machen; das war der Schmidt nebst seinen Gesellen, die ihn in den Wald schickten, damit ihn der Drache, oder sonst ein Unthier umbringen möchte. Aber Gott hat es gut gemacht; er stand ihm bey, daß er den Drachen besiegen und sich aus dem Walde, worinn er wie ein verirrt, verlohren Schaaf herumlief, glücklich herausfinden konnte. Dadurch hat er nun den Grund zu seinem Ruhm und zu seinem Glück gelegt: denn er hat vor vielen andern seines Gleichen einen großen Vorsprung. Das ist auch nicht umsonst

sonst und von ohngefähr geschehen, daß er grade zu uns, an unsers Königs Hoflager, gekommen ist, denn er hätte ja seinen Lauf auch anderswohin richten können. Der liebe Gott kann noch einen großen Mann aus ihm machen, und durch ihn dem Hause unsers Königs großen, vielfältigen Nutzen schaffen. Ich sage dies im Geist der Weissagung; und der, der im Himmel wohnt, gebe sein Fiat, sein vollkräftiges Amen dazu, das heißt: ja, ja, es soll also geschehen. *)

Auch dies, ihr Lieben, gehört zum Wunderbaren in den menschlichen Schicksalen, daß

*) Der gute Pater wußte oder bedachte wohl nicht, daß diese letzteren Worte in einem ketzerischen Katechismus stehen.

Anmerkung des Setzers.

Gott es in dieser Welt den Frommen oft sehr übel gehen läßt, indeß der Gottlose gemeiniglich alles vollauf hat, und alle Tage herrlich und in Freuden lebt. Für heute erlaubt mir die Zeit nicht, euch darüber eine befriedigende Auskunft zu geben; ich verweise euch daher auf den 79sten Psalm, wo Assaph von dieser kritischen Sache viel schönes und tröstliches sagt; den könnt ihr hüpsch zu Hause nachlesen, wenn ihr anders eine Bibel habt; ich, der Hofprediger, gebe euch die Erlaubniß dazu.

Wir schreiten demnach ohne weitere Vorrede zum zweyten Theil, worinn wir noch kürzlich zu zeigen haben, daß das Wunderbare in den menschlichen Schicksalen uns die bequemste Gelegenheit und die stärkste Ermunderung zum Lobe und zur Verehrung desjenigen giebt, der sie lenkt und regieret.

Zweyter Theil.

Zwar fehlt es uns nicht an Gelegenheiten und Veranlassungen, Gott, den Herrn zu verehren, und uns seiner guten und gnädigen Leitung zu ergeben. Denn er erzeigt uns täglich so viel Wohlthaten, daß wir sehr schlecht gesinnt und ganz unempfindlich seyn müßten, wenn wir ihm dafür nicht dankten, ihn, als den Urheber alles Gutes, innigst verehren, und uns mit froher Hofnung, er werde uns künftig noch mehr Gutes thun, noch mehr Ungemach und Schaden von uns abwenden, ganz und völlig ihm ergeben wollten.

Aber der Mensch bedarf nun einmal, als ein schwaches, fehlervolles Geschöpf, Erweckung und Aufmunterung zum Guten, und die findet er insonderheit darinn, wenn er bey sich überlegt, daß Gott seine Vertrau-

ten, die im Glück und Unglück fest an ihm halten, zwar wunderlich, aber doch seliglich führt.

Und da darf er nur auf seine eigene Erfahrung acht geben; die wird ihn schon aus seinem vergangenen Leben vieles lehren, was ihn zu einer vernünftigen und herzlichen Gottesverehrung leiten kann. Sieht er gleich in seinen Begebenheiten und Schicksalen nichts Ausserordentliches: so wird er doch viel Unerwartetes und Wohlthätiges und einen solchen Zusammenfluß von besondern Umständen und Vorfällen darinn antreffen, den er nicht anders, als wunderbar, nennen kann. Nimmt er nun vollends anderer Leute Erfahrungen und Beyspiele zu Hülfe, so wird er völlig von dem wunderbaren Gange der menschlichen Schicksale, aber auch von der höhern Leitung derselben überzeugt, und eben dadurch kräftig ermuntert, den guten Gott

innigst

innigst zu lieben und zu verehren, der alles, was uns in der Welt begegnen mag, zu unserm Besten lenket.

Ich spreche ungern von mir selber; denn Leute, die solches thun, verrathen gemeiniglich viel Stolz und Eigenliebe, und man pflegt sie im gemeinen Leben Prahler und Ruhmredige zu nennen. Wenn solches Sprechen von mir selbst aber zu eurer Belehrung gereicht, wenn ihr aus meinem Beyspiel etwas Gutes lernen könnt, so mags wohl angehen. Rühmte sich doch der Apostel Paulus in seinem zweyten Sendschreiben an die Korinthier. Und wessen rühmte er sich? etwa seiner Gelehrsamkeit? seiner Rednergabe? seiner Verdienste um das Wohl der christlichen Kirche? seines Eifers für die Ehre Gottes? — Gehorsamer Diener! seiner Schwachheit, seiner Ohnmacht rühmte er sich, weil, wie er sich aus-

drückt, die Kraft Christi in ihm wohnte.

Ich bin in meiner Jugend, (ich muß es euch nur gestehen, denn was hilft das Heucheln?) ein gottloser Bube gewesen; ich war immer oben naus; ich wollte mich keiner Ordnung und Zucht unterwerfen; ich wollte, als ein nasenweiser Pursche von zwölf Jahren, alles besser wissen, als meine Vorgesetzten; ich trotzte meinen Aeltern und Lehrern, und achtete ihrer Ermahnungen und Züchtigungen nicht: — aber, da kam der liebe Gott, der dem Dinge lange so zugesehen hatte, und dachte: harre du gottloser Schalk, ich will dich schon kriegen, du sollst mir bald das pater peccavi sagen; er warf mich aufs Krankenbette, und bedeckte meinen Leib, wie einst den frommen Job, über und über mit Schwären, daß ich schier hätte vergehen mögen, vor allen Schmerzen

und

und Beschwerlichkeiten meines Siechthums. Das war noch nicht genug: er nahm mir frühzeitig meine Aeltern, steckte mir das Häuschen, worinn ich wohnte, und welches mir aus ihrer Verlassenschaft zugefallen war, durch seinen Bliz vom Himmel über den Kopf an, und ließ mich überhaupt in mancherley Noth und Armuth gerathen, so daß ich mir mein Brod unter wildfremden Leuten sauer erarbeiten und schier erbetteln mußte.

Da vergieng mir nun die Lust zum Studieren; ich wurde kirre, denn der liebe Gott, der das Böse nicht ungestraft läßt, hatte mir ein Hartes erwiesen; ich fieng an, in mich zu gehen, und mein voriges wüstes Leben zu bereuen; ich that Buße, ich besserte mich. Drauf schickte es der liebe Gott durch allerley mir gänzlich unbekannte Mittel und Wege, daß ich mein angefangenes Lernen auf

Schulen und Universitäten, ohne einen Heller Geld zu haben, fortsetzen, und auf einen tüchtigen Priester losstudiren konnte. Nun hatte ich zwar mit der Gotteshülfe ausstudirt; ich wußte aber, als ein armes Waiselein, weil der Gesellen bey unserm geistlichen Handwerke zu viel waren, nicht, wohin ich mich wenden sollte, um vor der Hand mein Unterkommen zu finden. Da war's, als ob mir einer ins Ohr flüsterte: gehe nach Worms, dort wirst du dein Plätzchen und dein Auskommen finden. Der ehrliche Todtengräber, Gott hab ihn selig! (viele unter euch werden ihn noch gekannt haben) Vater Gaist, nahm mich liebreich auf, und bestellte mich zum Informator seiner Kinder. Da mußte es sich nun so wunderlich fügen, daß mein ältester Zögling bey unserm lieben König Kammerbediente, und ich durch diesen, weil er sich sehr beliebt machte, bey Hofe bekannt wurde. Diese Bekannt-

kanntschaft bahnte mir den Weg, zu dem Amte, welches ich jetzo bekleide. —

Ob nun gleich in dem allen, was ich euch bisher von meinen eigenen Schicksalen und Begebenheiten erzählt habe, nichts ausserordentliches und ganz ungewöhnliches ist: so werdet ihr doch, wenn ihr klug und aufmerksam seyd, den Finger und die Leitung Gottes nicht verkennen, der mich armen Wurm zu dieser geistlichen Würde erhoben hat. Ich werde wenigstens für mein Theil, so oft ich darüber nachdenke, so oft ich mich meiner liederlichen Jugendstreiche und dessen, was darauf erfolgt ist, nebst meiner nachherigen Bekehrung und Wiederaufnehmung in des Vaters Schooß erinnere, zum Lobe und Preise Gottes, der am Ende alles wohl macht, und das Böse, wie bey dem Joseph und Siegfried in lauter Gutes verwandelt, ermuntert, und sehe mich genö-

nöthigt, ehrfurchts- und anbetungsvoll auszurufen: Wunderlich ist Gottes Schicken, wunderbarlich ist sein Rath! wen er herrlich will erquicken, das beweißt zuletzt die That. — Seht, Freunde, so sonderbar laufen oft die menschlichen Schicksale durch einander; so läßt Gottes Verhängniß den, den anfänglich Dornen und Disteln stachen, endlich auf Rosen gehen: Joseph wird nach überstandenem Drangsal ein Herrscher über Aegypten, der nächste nach dem Könige, und Siegfried nach besiegter Gefahr, ein Ueberwinder, ein Ertödter des Drachen; sollten uns dergleichen Beyspiele nicht zur Verehrung Gottes leiten? — Ja, gebt Gott die Ehre, Amen.“

Achtes Kapitel.

Siegfried findet beym Spatzierengehen eine Biestasche, welcher Fund ihm sehr angenehm und vortheilhaft ist.

Siegfried ob er gleich nichts weniger, als Misantrop, oder ein mürrischer, unleidlicher Feind der menschlichen Gesellschaft und anständiger Zeitverkürzungen war, hatte doch, wie denn jeder Mensch in verschiedenen Dingen seinen ganz eigenen Sinn und Geschmack hat, die besondere Weise, daß er, weil er über alles, was ihm auf seinem Wege aufstieß, wenn er schon in keinem Philanthropin erzogen war, nachzudenken pflegte, Selbstgespräche und einsame Spatziergänge liebte, wo er seine

Be-

Betrachtungen ungehindert anstellen und fortsetzen konnte.

Er suchte sich deswegen zu seinem Lustwandeln gemeiniglich schattigte, waldigte Gegenden, die von der Straße abgelegen waren, aus, und unterhielt sich bald mit sich selbst, mit seinen Schicksalen und seiner künftigen Bestimmung, der er sich nun immer mehr näherte, bald mit andern Dingen, die er um und neben sich sahe, sonderlich mit den neuen, zum Theil sehr possirlichen und abentheuerlichen Gegenständen, die ihm in Worms und insonderheit bey Hofe täglich vor Augen schwebten.

Einst führte ihn sein Gang (er pflegte diese Spatziergänge seiner Gesundheit wegen in den Frühstunden anzustellen) in ein anmuthiges Tannenwäldchen, welches eine starke halbe Stunde von Worms seitwärts

auf

auf einer Anhöhe lag, und welches recht dazu gemacht schien, einsame Unterhaltungen zu begünstigen, und schwermüthigen Personen Nahrung und Stoff zu einer melancholischen Wollust zu geben. Denn Traum und Schmerz (so nahe grenzen Freude und Leid an einander) führen auch zuweilen, wenn man ihnen nachhängt, eine Art des Vergnügens und der zeitverkürzenden Unterhaltung bey sich, welche der, der sich in diesem leidenden Zustande befindet, um alle sinnlichen Freuden und rauschenden Belustigungen der frölichen und in ihrer Frölichkeit trunkenen Welt nicht weggeben würde.

Dies erinnert uns an einige poetische Fragmente, welche vor mehreren Jahren an einer in dem Thiergarten zu B** befindlichen Bildsäule angeschrieben gefunden wurden, folgenden Inhalts:

„Sie ist nicht werth so eine Welt wie
diese,
Daß man ihr eine Thräne weiht.
Vermuthlich hatte diese Zeilen ein Unglücklicher aufgezeichnet, den sein Mißgeschick schwermüthig und unwillig machte. Es kam ein anderer dazu, dem es wahrscheinlich wohl gieng, oder der doch wenigstens ohne sonderliches Leiden war, und schrieb diese Worte darunter, welche den vorigen gleichsam zur Antwort, und dem, der sie schrieb, zur Belehrung dienen sollten:

„Zu gut, mein Freund, für deine
schlechte Thräne,
Bleibt sie dennoch die beste Welt.“

Der andere kam wieder, und las dies, worauf er gleich schriftlich erwiederte:

„Freund kenntest du den Werth der
Thräne,
Du gäbst gleich Welten für sie hin.“

Hierauf kam ein dritter, ein sogenannter bon-vivant, der vielleicht alle Tage herrlich und in Freuden lebte, und den keine Noth drückte, hinzu, sahe und las all' dies Geschreibe, und fügte dem Geschriebenen folgende Sentenz bey, die sich recht gut hören läßt, ob sie gleich etwas freygeisterisch, oder deistisch klingt:

„Euch, Thoren dieser besten Welt,
Dem einen, dem sie nicht, dem andern, dem sie wohl gefällt,
Euch geb ich diesen Schluß zu fassen:
„Wem sie gefällt, der bleibe hier,
„Und wem sie nicht gefällt, der kann sie ja verlassen.
Was mich betrift, ich bleibe hier"

Die Herren Kritiker von Profeßion, welche oft die geringfügigsten Dinge zum Gegenstand ihres Zeitvertreibs und ihrer ge-

lehrten Hecheleyen machen, haben sich damals, als diese Reime bekannt und in die öffentlichen Zeitungen eingeruckt wurden, heftig gestritten, und manch Buch Papier drüber verschrieben; ob die letzteren Worte: „was mich betrift, ich bleibe hier" Worte des letzten, hinzugekommenen Verfassers, der den beyden ersten, welche er Thoren dieser besten Welt zu nennen beliebt, den Text las, oder vielmehr ein witziger, drolligter Einfall des lustigen Zeitungsschreiber wären. Dieser letztere hätte den Streit leicht entscheiden können, weil er allem Vermuthen nach der erste gewesen war, der jene Reime im Thiergarten zu Gesicht bekommen, und abgeschrieben hatte. Er fand aber sein Vergnügen an den Zänkereyen der Gelehrten, wovon einer bey einer gewissen Gelegenheit, dieser komischen und unerheblichen Streitsache wegen, dem andern, der die letzten Worte dem Zeitungsschreiber zueignete,

eignete, ein großes, volles Weinglas an den Kopf warf, daß die Stücken umher sprangen, und sich männiglich über diesen gelehrten Eifer, der die Layen nicht sehr erbauen kann, wunderte.

Siegfried bekam, indem er in dem vorhin angeführten Tannenwäldchen einsam und betrachtungsvoll vor sich hingieng, von ohngefähr eine schöne Brieftasche zu Gesichte, welche mit grünem Sammt überzogen, und mit Silber beschlagen war; auch war sie mit silbernen Tressen eingefaßt, und hatte vermuthlich einem vornehmen Herrn zugehört, der sie ungern vermißte.

Siegfried wunderte sich, wie diese Brieftasche hieher kam. Sie lag an der Seite unter einer großen Linde, und fiel, weil die Sonne sich in dem silbernen Beschlag spiegelte, stark in die Augen. Er

nahm sie auf, öfnete sie, und fand darinn verschiedene Papiere und Briefschaften, womit er seine Neugierde beschäftigte. Als er verschiedenes darinn gelesen hatte, welches ihm des Aufhebens und der weiteren Bekanntmachung würdig schien: so beschloß er bey sich selbst, sobald er nach Hofe käme, dem Könige, der ein großer Freund solcher Neuigkeiten war, und Geschenke dieser Art, wenn sie ihm unverhoft kamen, nicht verachtete, die gefundene kostbare Schreibtafel, die er für ein Meisterstück hielt, zu verehren.

Er setzte sich, um die darinn enthaltenen Papiere zu durchlaufen, auf einen mitten im Walde befindlichen Stein, der sehr breit war, und auf welchem weiland, wie das allgemeine Gerücht sagt, des König Gilbalds Urgroßvater, als der erste gekrönte Herrscher in Worms, da er aus einer gewon

wonnenen Feldschlacht zurückkam, sein frugales Mittagsessen verzehrt, und gleich nachher, weil ihn Müdigkeit anwandelte, sein behagliches Mittagsschläfchen gehalten hatte.

So verzehrte einst unser großer Glaubensreiniger, Doktor Luther, auf einem Stein, der noch heut zu Tage in der Dübenschen Heide zwischen Wittenberg und Leipzig zu sehen ist, sein Mittag- oder Abendbrodt, als er von Dresden zu Fuße zurückkehrte, wo er sich von seinem gnädigsten Churfürsten, der ihm wohlwollte, das Geld zu seiner Doktorpromotion, welches er nicht aufbringen konnte, geholt hatte.

Siegfried stieß, indem er in den gefundenen Papieren, worinn viel drollichtes Zeug stand, blätterte, unter andern auf folgende sonderbare Ankündigung:

Avertissement.

NB. Es hatte diese Brieftasche, wie man nachher erfuhr, und aus dem unten angeführten Buche *) ersichtlich ist, ein fürwitziger und neugieriger Bedienter aus der Nachbarschaft von Worms seinem Herrn halb aus Eigennutz, um sich dadurch zu bereichern, halb aus Neugierde gestohlen, und sie in dem Tannenwalde, wo ihn sein Weg durchführte, aus der Tasche verlohren. Die vorhin erwähnte Ankündigung lautet also:

„Es liegen zwey lesenswürdige und nützliche Traktate zum Drucke fertig. Der erste „ist

*) Siehe Die gestohlne Brieftasche; ein Zeitvertreib für alle, die es lesen wollen, und keine Misanthropen sind. 1783.

„ist eine Probe von der Wissenschaft der
„Schneider und Perrükenmacher für Manns-
„personen, wie auch der Manteaumacher
„und Haarverschneider für Frauenzimmer,
„welche durch ihre neuerfundenen ungeheu-
„ren Moden verursachen werden, daß un-
„ser Adel und andere vornehme Leute bey-
„derley Geschlechts, weil das Schönseyn
„einmal aus der Mode gekommen ist, und
„manche Dienstmagd besser aussieht, wie
„manche adeliche Dame, von nun an ein
„ganz garstiges Ansehen bekommen werden,
„um sich vom Pöbel, wie es recht und bil-
„lig ist, zu unterscheiden. Dabey befindet
„sich ein unmaßgeblicher Vorschlag, wie,
„um den inländischen Handel und die einhei-
„mischen Manufakturen emporzubringen,
„zum wenigsten alle drey Monate neue Mo-
„den können eingeführt werden, um unserm
„Adel behülflich zu seyn, seine Güter viel
„geschwinder, als gewöhnlich, durchzubrin-

„gen. Diesem Vorschlag ist noch ein Ent„wurf einer Bittschrift an das Parlament „angehängt, daß niemand einige Kleider, „Arten von Seide, Stoffe, Perüken, „Haare, Kopfzierrathen, von welcher Gat„tung und Mode sie seyn mögen, länger, „als diese bestimmte Zeit, tragen dürfe, „damit die Leute so oft, als möglich, in „neuen Gestalten und Gesichtern erschei„nen.

„Dabey sollen sich die, welche derglei„chen Sachen verfertigen, es zur Lehre die„nen lassen, niemals der Natur oder Be„quemlichkeit zu folgen, sondern sich zu be„mühen, den Damen und vornehmen Leu„ten ein so gräßliches Ansehen, als nur mög„lich ist, zu geben.

NB. „Handwerksleute, Kramer, und „überhaupt Personen vom Mittelstande hä„ben

„ben die Freyheit, wenn es ihnen gefällt, „eine Mode ein halb Jahr lang beyzubehal„ten, Schneider, Perükenmacher aber und „dergleichen ausgenommen. Diese werden „dahin angewiesen, vornehme Leute alle „Monate mit einem neuen Geschmack in „Versuchung zu führen.

„Der andere Traktat ist ein neuer Ent„wurf auf Subskription, unsern Adel und „unsre vornehmen, galanten Leute von bey„den Geschlechtern in ein neuentdecktes Land „unter den Nordpol zu versetzen, wo sie die „Glückseligkeit geniessen sollen, in dem ei„nen halben Jahre die Sonne nicht zu se„hen, in dem andern halben Jahre zu schla„fen; und zwar sollen sie auf guten, halt„baren Reisewagen dorthin geschaft werden.

„Die Ursachen und Veranlassungen zu „diesem Entwurfe sind, weil hier zu Lande

„die Tage unserm großen Adel nicht lang ge„nug zum Schlafen, und die Nächte zu „kurz zum Schwärmen sind; in der dasigen „Gegend aber das ganze Jahr hindurch nur „ein Tag und eine Nacht ist.“

Der vorige Besitzer dieser Ankündigung scheint nicht zu der Zahl der darinn erwähnten Modenarren und schwärmenden Müßiggänger gehört zu haben; denn sonst hätte er wohl dieses Papier, welches eine Satyre auf den Adel und andere Vornehmen enthält, des Lesens und Aufhebens würdig gefunden. So viel ist ausgemacht, daß die meisten Vornehmen, sonderlich die vom weiblichen Geschlechte, den größten Theil ihrer unwiederbringlichen Zeit und die reizendsten Auftritte der schönen Natur verschlafen, und einen andern vielleicht eben so großen Theil ihres Lebens verspielen, oder vertändeln. Zu den Gottheiten, denen am meisten von ihnen

ihnen geopfert wird, gehört gewiß die Mode und der leidige Zeitvertreib.

Siegfried eilte diesmal geschwinder, als sonst, in seine Wohnung zurück, denn er war auf den Mittag bey dem König zur Tafel geladen, wo er seinen bey sich habenden Fund anzubringen gedachte. Er stellte sich zur Tischzeit im königlichen Speisesaal ein, wo bereits verschiedene Grafen und andere vornehme Personen versammelt waren. So bald der König ihn ansichtig wurde, rief er ihn, ehe man sich zur Tafel setzte, zu sich, denn er hatte sein Wohlgefallen an ihm und an seinem beherzten biedermännischen Wesen. Er fragte ihn unter andern, wie er seinen Vormittag zugebracht hätte. Siegfried gab dem Könige von seinem vormittägigen Geschäften genaue Rechenschaft, und erzählte ihm, wie er in der Frühstunde bey seinem gewöhnlichen Spatziergange

ge im Tannenwäldchen eine kostbare Brieftasche gefunden hätte, worinn allerley Papiere und Briefe, größtentheils von besonderem, lustigen und satyrischen Inhalt, anzutreffen wären.

Der König war neugierig, diese Brieftasche zu sehen, und fragte, ob er sie nicht etwa bey sich hätte? Siegfried zog sie sogleich aus der Tasche hervor, und überreichte sie auf einem silbernen Teller dem Könige mit diesen Worten: „Darf ich mich unterstehen, Ew. Majestät mit dieser Kleinigkeit unterthänigst aufzuwarten?“ Der König nahm das kleine Geschenk lächelnd an, und sagte: „nun, nun, mein lieber Junker, wir wollen sehen, wie wir's wieder gut machen.“ Zugleich nahm er die sämtlichen darinn enthaltnen Papiere heraus, und überreichte sie seinem anwesenden Hofpoeten, der zugleich, nach damaliger Sitte, den

Hof-

Hofnarren machte, mit dem Befehl, er möchte gleich nach der Tafel diese Papiere durchlaufen, Abschrift davon nehmen, um die Originalien wieder in des Finders Hände zu liefern; und was er darinn des Reims würdig fände, das möchte er auf eine geschickte Art in Verse bringen, und, wenn er damit fertig wäre, bey der Tafel vorlesen. Zum Behuf dieser Arbeit, zur Erweckung der Laune und der zu solcher Reimerey erforderlichen Begeisterung sollte ihm der Kellermeister eine Flasche alten Rheinwein reichen: indeß dürfte er sich nicht übereilen.

Vergeblich rief der schwitzende Hofdichter, indem er sich an diese saure Arbeit machte, und die gefundenen Briefe nebst andern kleinen, dabey vorhandenen, launigten Aufsätzen in Reime zwingen wollte, den Apoll nebst allen neun Musen um Beystand und

Begeisterung an; er blieb diesmal unerhört: vergeblich verschlang er ein Glas Wein nach dem andern, zerkäuete ein halb Dutzend Federn, und schob seine schwarzgelbe Nachtmütze, die der Tabacksrauch durchräuchert hatte, von dem rechten aufs linke Ohr; vergeblich warf er sich bald in diese, bald in jene Lage, und rückte seinen altväterischen Drehestuhl hin und her; — das wollte ihm alles nichts helfen. Er brachte zwar einige lederne oder wässerichte Reime, wie manns nennen will, zu Papiere; er muste aber bald den ganzen Kram ins Feuer werfen, weil er wohl einsahe, daß er dergleichen verunglückte Verse nicht vor den Ohren des Königs und seiner lauschenden Höflinge ablesen durfte.

Acht Tage schon hatte der geängstete Hofpoet und Hofgaukler, der sich vielleicht in einem ärgern Drange, als Werther, tragischen

schen Andenkens, bey seiner Lotte und bey dem Vorsatz des Erschiessens, befand, über dieser Arbeit gebrütet; er hatte die vor ihm liegenden Briefe und Ankündigungen, von denen er wünschte, daß sie nebst ihrem Finder nie ans Tageslicht gekommen wären, beynahe auswendig gelernt, und sichs dabey bultsauer werden lassen; aber es wollte immer nichts herauskommen. Es war, als wenn ihn ein böser Geist besässe, und am Denken, Behalten und Reimen hinderte. Denn kaum hatte er einen hübschen, schicklichen Reim erwischt, so entfiel derselbe schon wieder durch ein unglückliches Verhängniß seinem Gedächtnisse.

Wer diesen armen Schelm in solchem ängstlichen, unbehaglichen Zustande sahe, wie sein Kopf und seine Finger vergeblich arbeiteten, und nichts hervorbringen konnten: der glaubte eine kreissende Frau zu sehen, deren Zeit

zur

zur Geburt zwar herannahet, deren Leibesfrucht aber, wenn gleich die Wehemutter: Komm, du schöne Freudenkrone, bleib nicht lange ꝛc. und andre schöne Gebetlein aus Kubachs Gebetbuch oder Schmolkens Gesangbuche betet, nicht eintreten will.

Der König, dem die Zeit wegen der dem Hofpoeten aufgetragenen Arbeit lang wurde, (es waren nun schon einige Tage verstrichen) ließ sich bey ihm erkundigen, ob er nicht bald fertig wäre; er wußte nicht, was er zu dem Bedienten sagen sollte; endlich ließ er sich krank melden, und versicherte, daß seine Unpäßlichkeit eine natürliche Folge der Anstrengung wäre, mit welcher er bisher an den Versen, die der König verlangte, gearbeitet hätte.

Zuletzt aber konnte der arme Sünde seine

ne Schwachheit und Ohnmacht, etwas ge-
scheutes zu Markte zu bringen, nicht länger
verbergen; er schrieb zwar sothane Geistes-
schwäche und Geistesarmuth, wodurch er
dem Befehl des Königs zu genügen, ver-
hindert wurde, dem leidigen Satanas zu,
und gab vor, daß er bezaubert oder behext
wäre; aber diese Entschuldigung half ihm
nichts: der König, der bald und pünktlich
bedient seyn wollte, ergrimmte in seinem
Zorn ob des Hofpoeten Zaudern, schalt ihn,
als er, um Rechenschaft zu geben, vor ihn
kam, einen Ignoranten und faulen Tage-
dieb, jagte ihn fort, und setzte einen andern,
der vorher Leinweber und Kalkant gewesen
war, an seine Stelle.

Ueberhaupt ists so ein eigen Ding um
das Dichtervölklein und um dessen Begei-
sterung. Jener Dichterling, dem's auch
nicht gelingen wollte, schalt die neun Mu-

sen Huren, die sich ihre Gunstbezeugungen nicht abbetteln, sondern mit klingender Münze, blank und baar bezahlen liessen, und die nicht werth wären, daß man ihnen ein gutes Wort gäbe. Vorzeiten wurde die edle Dichtkunst durch elende Reimer entweihet, die sich fälschlich für Dichter ausgaben, und weder natürliches Dichtertalent, noch Geschmack und Kultur hatten; und heut zu Tage entehrt sie mancher seynwollende Dichter, der sich über alles erhaben dünkt, durch schwärmenden und strozenden Unsinn, rechnet sichs wohl gar zur Ehre und zum Verdienst an, **nicht verstanden zu werden.** In den älteren Zeiten, da die deutsche Dichtkunst gleichsam noch in der Wiege lag, waren die vornehmsten Gegenstände, womit sich die Versemacher beschäftigten, entweder nichtsbedeutende Kleinigkeiten, sinnlose und abgeschmackte Tändeleyen, daher auch die **Anagrammen, Chronodistichons,**

Quodlibets, und wie die Sächelchen, diese Produkte des verdorbenen Geschmacks, alle heissen mögen; oder es waren Hochzeiten, Kindtaufenschmäuse, Geburts- und Namenstage, Trauerfälle, Beutelanliegen, die ihr unter der Asche glimmendes poetisches Feuer in Bewegung setzten, und ihnen, wie der gemeine Mann sich ausdrückt, manch fettes Maul, nebst andern Vortheilen, zuwege brachte.

In unsern erleuchteten Zeiten werden hingegen statt jener Läppereyen und verunglückten Witzeleyen Gegenstände von ganz anderer Art besungen; über jene Produkte der Alten muste man lachen, und über viele der unsrigen möchte man weinen. Denn es giebt unter uns Männer von Einsichten, denen die Natur Talent und Geschick verlieh, die aber solche edle Naturgaben, die sich mancher gern um vieles Geld erkau-

sen möchte, schändlich mißbrauchen, und sich nicht scheuen, die schmutzigsten Gedichte, mit den schönsten Verzierungen geschmückt, in die Welt hineinzuschreiben, vor denen nicht allein die Unschuld, sondern auch das Laster selbst, wenn es noch nicht ganz verwildert, und zu tief gesunken ist, erröthen muß.

Der neue Hofdichter, Namens Kilian, hielt in Gegenwart des Königs und des ganzen Hofstaates seine poetische Antrittsrede, wovon wir, um unsre Leser mit der Versart dieses Mannes, der in einem hitzigen Fieber die sogenannte Dichterwuth bekommen hatte, bekannt zu machen, nur den letzten Abschnitt, oder das Epiphonem hersetzen wollen:

„Ich will von deinen milden Gaben,
Mein König nur drey Dinge haben:

Daß

Daß ich von Deiner Tafel frey
Mit Speiß' und Trank versorget sey;
Daß ich unsern von Deinem Throne
Hübsch einsam und gemächlich wohne,
(Du kleidest, hoff ich sicherlich,
Auch ohne meine Bitte mich:)
Und daß, wenn ich im Dienste sterbe,
Mein einzger Sohn mein Plätzchen
erbe,
Der jetzt noch in die Schule geht,
Und schon sein Wort Latein versteht;
Es ist ein hübscher, muntrer Knabe,
Hat schwarze Haare, wie ein Raabe;
Der wird sich Deiner Gnade freun,
Mit Leib und Seel' der Deine seyn,
Er wird auf tausend schöne Sachen,
Wenn Du befiehlst, ein Reimchen ma-
men,
Dir tausendfaches Glück erflehn,
Und Deines Hauses Ruhm erhöhn."

Wirklich war dieser neue Hofdichter um einige Grade klüger und im Versmachen geübter, als der vorige; denn die Reime flossen ihm oft, wenn er heitern Gemüths war, wie Wasser. Insonderheit hatte er in dem Reimen aus dem Stegereif eine große Fertigkeit; die sogenannten Impromptüs, die der französische Witz erfand, und der deutsche Leichtsinn, wie Frankreichs Sitten und Kleidermoden, nachäffte, glückten ihm sehr. Hier sind ein paar solche poetische, oder gereimte Einfälle des Herrn **Kilian** zur Probe:

Auf einen Lehrer, der die Hofjunker, die man auch Kadetten nannte, in der Geschichte und Erdbeschreibung unterrichtete, und Murner hieß:

Murner lehret die Kadetten,
Freuen würden alle sich,

Wenn

Wenn sie solche Lehrer hätten,
Munter, so wie ich.

Auf einen Podagristen.

Viel Hünerfleisch, viel Frauenliebe,
Die machen jetzt dein Auge trübe,
Und deinen Fuß zur Folterbank;
Du bist vom vielen — Trinken krank.

Auf einen neu ordinirten, oder frisch geweiheten jungen Priester.

Viel Glück zu deinem Predigtamt,
Zu welchem du nunmehr geschritten;
Sey beym Ermahnen geistbeflammt,
Und komm auf deiner Freunde Bitten
Bald in ein größer Gotteshaus,
Und lehre dann die Christen Sitten,
Und übe sie getreulich selber aus.

Auf einen alten Trompeter, der an einem kleinen Ort zugleich Nachtwächterdienste verrichtete.

Du weckst uns früh zu unsrer Plage,
Und wirst vielleicht am jüngsten Tage
Auch unsers Schlafs Verstörer seyn
Und Jung und Alt zusammenschreyn.

Auf einen lustigen Musikanten.

Wenn uns die vollen Gläser winken,
Wenn wir vergnügt zusammen trinken,
So geigst du uns ein Stück dazu,
Du alter Lustigmacher, du!
Wirst du, wenn wir im Tode schweigen,
Uns auch ein Trauerliedchen geigen?
Du sollst vom überbliebnen Wein
Der nächste Herr und Erbe seyn.

Neuntes Kapitel.

Des Königs Gilbald einzige Tochter, Florigunda, wird von einem menschlichen Ungeheuer in Drachengestalt verführt, und der ganze Hof dadurch in Trauer versetzt. Siegfried verspricht, sie zu erlösen, legt bey einem Turnier, welches bey einem benachbarten Fürsten gehalten wird, seine ersten Ritterproben ab, und wird darauf feyerlich zum Ritter geschlagen. Es kommt auch zur Abwechselung eine Gespenstergeschichte vor.

Des König Gilbalds Familie bestand ausser seiner Gemahlinn, Tugendreich, aus dreyen Söhnen, Erdmund, Genserich und Wilibald, wovon der älteste in seinem zwölften Jahre zum Thron-

folger erklärt wurde, und einer einzigen Tochter, Florigunda genannt, an welche die Natur ihre Gaben und ihre Reize gleichsam verschwendet hatte. Brüder und Schwestern hatte er nicht. Von seinem Hofe entfernt lebten in einsamer Unthätigkeit noch einige Seitenverwandten, mit denen er aber nicht zufrieden war.

Die Prinzeßinn Florigunda wurde nicht allein ihrer auszeichnenden Schönheit und ihrer ganz vorzüglichen körperlichen Reize wegen, sondern auch um ihrer Leutseligkeit und um ihrer sanften, stillen Tugenden willen von jedermann geliebt und bewundert; wer sie sahe, der freute sich über sie. Insonderheit war sie bey ihrem Vater eine mitleidige und gefühlvolle Fürsprecherinn der Unglücklichen und eine Wohlthäterinn der Armen. Denn sie setzte einen großen Theil des Geldes, welches zu ihrem Vergnügen

und zu verschiedenen kleinen Ausgaben bestimmet war, zur Unterstützung der Dürftigen aus. Sie lebte übrigens sehr einfach und war mehr der stillen, leicht herbeyzuschaffenden, als den prachtvollen, kostbaren und rauschenden Ergötzlichkeiten ergeben, Von ihrem Stande und von ihrer hohen Geburt war sie so wenig eingenommen, daß sie oft wünschte, im Mittelstande geboren zu seyn.

Einige Meilen von Worms hielt sich in einer wüsten abgelegenen Gegend, wo ehedem eine Vestung gewesen war, ein menschliches Ungeheuer auf, welches, wie das Gerücht sagte, weil er mit seiner eigenen Mutter Unzucht getrieben, und seinen Vater, der ihn darüber strafen wollte, ermordet hatte, in einen Drachen verwandelt worden war. Damals waren überhaupt die Verwandlungen noch Mode, und es wun-

dert uns, daß nicht irgend ein deutscher Ovid die Verwandlungen dieses Zeitalters beschrieben und für die Nachkommenschaft aufbehalten hat.

Dieser Drache, dessen Residenz man gewöhnlich den Drachenstein nannte, war insonderheit nach schönen Frauenzimmern lüstern, und suchte sie in der ganzen umliegenden Gegend auszuspüren. Doch machte er sich nicht leicht an gemeine Frauenzimmer, sondern stellte vielmehr den vornehmen nach, von denen er hier eine, dort eine entführte, und bey sich gefangen hielt, um sie zu seiner viehischen Wollust zu mißbrauchen. Doch beobachtete er auch hierinn einen Unterschied, und ließ manche Entführte, deren Tugend ihm rein und bewährt schien, unangetastet, so, daß er sich blos an dem Anblick ihrer Reize und an ihrer Gesellschaft vergnügte.

Schon in seinem vorigen Zustande, da er noch Mensch und Fasaneninspektor war, hatte er sein innigstes Wohlgefallen an schönen Weibsbildern; die Befriedigung seiner groben Sinneslust war sein Hauptgeschäft, und kostete ihn das meiste Geld. Er war ein Beyspiel von dem Verderben, welches eine schlechte, vernachläßigte Erziehung anrichtet, und sein Vater muste am Ende für diese Vernachläßigung büßen.

Als er in einen Drachen verwandelt war, behielt er die Freyheit, alle vier Wochen, jedoch nur auf einen Tag wieder Menschengestalt und Menschensinn anzunehmen, damit er sein Unglück, welches er sich durch sein lasterhaftes Leben bereitet hatte, desto stärker fühlen möchte. Es war ihm aber auch vergönnt, seine Drachengestalt, noch ehe der Tag vergieng, wieder anzunehmen, wenn er dabey Vergnügen oder Nutzen fand,

mehr und länger Drache, als Mensch, zu seyn.

Schon lange hatte er bey seinen Herumstreifen in Städten und Dörfern die Prinzeßin Floriginda beobachtet, und ein Auge auf sie gehabt; und schon lange hatte er den verwegenen Entschluß gefaßt, sie zu entführen; er wußte aber noch nicht recht, wie er es anfangen sollte, weil sie selten allein war, und einer ihrer Bedienten das Geheimniß hatte, seine etwannigen Angriffe und Unternehmungen auf die Prinzeßinn zu vereiteln; Endlich, nachdem er ihr lange genug aufgelauert hatte, sahe er sie an einem heissen Sommertage gegen die Abendzeit in einer schattigten Lindenallee des königlichen Schlosses spatzieren gehen, und glaubte, daß es nun Zeit wäre, sein Vorhaben auszuführen.

Plötzlich schoß das Ungeheuer aus der Luft, worinn es schwebte, denn es war ein geflügelter Drache, auf die in einsame Betrachtungen vertiefte Prinzeßinn los, und führte sie durch die Luft hoch über das Gebirge hinweg, so, daß man seinen Schatten über eine Viertelmeile auf dem Gebirge sehen konnte. Als diese Entführung geschahe, war es, als ob die ganze Burg in Feuer stünde. Jedermann war auf diese Erscheinung aufmerksam, aber niemand wußte, was sie bedeuten sollte, denn es hatte keiner der Entführung, bey welcher sich der Drache nicht säumte, zugesehen. Der Bediente der Prinzeßinn, den der Drache als seinen Widersacher und als den Zernichter seiner Anschläge erkannte, war damals, als dieses Unglück geschahe, nicht zugegen.

Als die Zeit des Abendessens kam, und der von seinen Verrichtungen zurückgekommene

mene Bediente, den sie am liebsten um sich hatte, sie zur Tafel rufen wollte, war sie nirgends zu finden, welches bey dem Könige, den schon seit einigen Tagen ein Unglück ahndete, große Sorge und Bekümmerniß verursachte. Die Prinzeßinn hatte sich bey einbrechender Nacht, ob gleich die Bedienten überall, um sie zu suchen, herumgeschickt wurden, noch nicht eingefunden; dies vermehrte die Sorge des Königs und seiner Gemahlinn, welche dergleichen unvermuthete Entfernung von ihrer Tochter gar nicht gewohnt war, wollte sich nicht zufrieden geben, denn sie glaubte, wie der König, sie müste auf irgend eine Art zu Schaden gekommen und ihr etwas Böses begegnet seyn.

Das königliche Ehepaar wartete von einem Tage zum andern, ob es nichts von der weggekommenen Prinzeßinn sehen oder hören würde; aber alles Warten und

alles

alles Wehklagen über ihren Verlust war vergeblich.

Hierauf wurden Boten in verschiedener Herren Länder, nach allen vier Weltgegenden ausgeschickt, welche die verlorne Prinzeßin suchen sollten. Als aber auch diese zurückkamen, ohne etwas ausgerichtet, oder von dem Aufenthalt, von dem Leben, oder Tode der Prinzeßinn erfahren zu haben, verordnete der König eine allgemeine Landtrauer, und befahl seinen sämmtlichen Pfarrern und Seelsorgern, zu ihrem Andenken und wegen ihres so schmerzlichen Verlustes, worüber sich jeder treue Unterthan betrübte, eine Trost- Leichen- und Gedächtnißpredigt zu halten; denn Gilbald hielt es für ausgemacht, daß Florigunda auf irgend eine Art ums Leben gekommen seyn müßte.

Der Hofprediger weigerte sich aber, indeß alle übrige Pfarrer zu der von ihnen erforderten Predigt willig, und bey ihrer Ablegung geschäftig waren, dem Befehl des Königs, so gemessen er war, ein Gnüge zu leisten. Der König ließ ihn deswegen vor sich kommen, und fragte ihn: „warum wollt ihr meiner unglücklichen Tochter, die gewiß todt ist, keine Gedächtnißpredigt halten? und warum seyd ihr der Einzige, der sich meinem Befehl widersetzt? Wißt ihr, daß ich König bin, und daß es nur von mir abhängt, euch ohne weitere Umstände eures einträglichen *) Amts zu entsetzen?" Der König

*) einträglich: das sagte der König gewiß nicht umsonst, denn er wußte wohl, daß die Herren Geistlichen gemeiniglich am meisten darauf sehen, ob die Wolle ihrer Schaafe hübsch ergiebig nnd einträglich ist, ob sie viel draus lösen können.

Anmerkung des Setzers.

König sagte dies mit vielen Zeichen des Unwillens. Hierauf erwiederte der Hofprediger: „Ew. Königliche Majestät wolle nicht ohne Ursache zürnen, und sich meine Entschuldigungsgründe gnädigst gefallen lassen. Ist es mir erlaubt zu reden?“ Der König sprach: „Redet!“

„Ich will zwar, dies führte der Hofpater zu seiner Entschuldigung an, wegen der plötzlichen Hinwegnehmung oder Entfernung der Prinzeßinn eine Trostpredigt zur Beruhigung aller derjenigen halten, denen dieser Verlust wirklich nahe gehet. Aber eine eigentliche Leichen- oder Gedächtnißpredigt zu halten, erlaubt mir meine Einsicht, mein Amt und mein Gewissen nicht. Denn ein dunkles Gefühl von dem, was geschehen kann, oder geschehen ist, eine gewisse mir unerklärbare Art der Einsprache sagt mir, daß die königliche Jungfrau sich zwar gegen-

wärtig in einem unglücklichen Zustande befindet, daß sie aber noch lebt, daß sie auch sobald noch nicht sterben, sondern daß der, der im Himmel über ihr und unser aller Leben wacht, zu seiner Zeit einen Mann erwecken wird, dem der Ruhm und das Glück aufbehalten ist, sie aus ihrer Gefangenschaft zu befreyen.“

Diese Worte des Hofpredigers begunten dem niedergeschlagenen Könige das Herz ein wenig leichter zu machen, und seine fast gänzlich verloschene Hofnung, **Florigunda** wiederzusehen, aufs neue zu beleben. Er redete mit dem ehrwürdigen Pater viel freundlicher, weder zuvor, ließ ihm ein Glas Wein einschenken, und sagte zu ihm: „So gehet denn hin und handelt nach eurem Gewissen; ich will euch an der gewissenhaften Ausrichtung eures Amts nicht hinderlich seyn. Wollte Gott, daß ihr wahr redetet! Wenn das eintrift,

was

was ihr mir gesagt habt, wie es die Folge lehren wird: so will ich euch zum obersten Aufseher über alle Geistlichen in meinem Lande, über alle Beneficien und Pfarreyen, die zu meinen Staaten gehören, machen, und euer Jahrgehalt ansehnlich vermehren.“

Der Hofprediger, der wirklich in seinem Herzen gar nicht zweifelte, daß die weggekommene Prinzeßin noch am Leben sey, ob er sich gleich sonst eben keines Wahrsagergeistes zu rühmen wußte, hielt an den bestimmten Tage nicht über den vorgeschriebenen, sondern über einen selbsterwählten Text seine Trostpredigt, worinn er den Zuhörern zwar viele Thränen entlockte, aber auch viel zu ihrer Aufrichtung und Beruhigung beytrug, indem er öffentlich von der Kanzel sagte: „Härmt euch nicht, meine Freunde, über den so schnellen Verlust unsrer geliebten Prinzeßinn Florigunda, und zerbrecht

euch nicht die Köpfe drüber, wo sie hingekommen ist: — sie wird zu rechter Zeit schon wieder zu uns kommen; ich bin überzeugt, daß die tugendhafte Königstochter noch am Leben ist, und ich wünschte, daß ich euch diese meine feste Ueberzeugung, deren Gründe ich euch für itzt nicht mittheilen kann, einprägen könnte.

Der Hofprediger wurde wegen dieser Predigt und wegen der willkührlich vorgenommenen Veränderung des Textes von dem Generalvikar, oder Generalsuperintendenten zur Rede gesetzt, dieser berief sich aber auf die ihm gegebene Einwilligung des Königs, und der Oberaufseher der geistlichen Hirten konnte ihm weiter nichts anhaben.

Unterdessen hatten die übrigen Pfarrherrn ihre Leichen- und Gedächtnißpredigt auf die verunglückte Prinzeßinn gehalten, denn der

der König wollte seinen einmal gegebenen Befehl nicht zurücknehmen, und er hatte überdies von dem, was ihm der Hofprediger in Ansehung des Lebens der Prinzeßinn und ihrer bevorstehenden Errettung gesagt hatte, keine befriedigende Gewißheit.

Einige witzige Köpfe machten auf diesen Widerspruch Satyren, daß der eine Pfarrer von heiliger Stätte versicherte: die Prinzessinn sey todt, und er stehe deswegen an diesem Orte, um das Andenken ihres Todes bey seinen Zuhörern zu erneuern, und denselben zu beklagen; und daß ein anderer Priester dagegen frey und öffentlich behauptete: er sey überzeugt, daß die holde Prinzeßinn, der Liebling und Augapfel ihrer Aeltern, noch lebe. Diese Satyren, welche zum Theil sehr beissend waren, liessen sie in öffentlichen Druck ausgehen; es wurde auf die Entdeckung der Verfasser eine Belohnung gesetzt;

einer derselben, ein junger Rechtsgelehrter, der noch keine Bedienung hatte, wurde auch wirklich erwischt und gefänglich eingezogen: Das Kriminalkollegium verdammte diesen jungen Springer wegen des an der ehrwürdigen Geistlichkeit begangenen groben Muthwillens ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen; aber des Königs Gnade milderte dies strenge Urtheil, welches vermuthlich ein Schüler oder Nachkömmling des alten, griechischen Gesetzgebers, Drako, diktirt hatte, und verwandelte die dem Inquisiten zuerkannte Todesstrafe in eine zehnjährige Gefängnißstrafe. „Ihn entschuldigt, sagte der König zum Präsidenten des Kriminalgerichts, sein Unverstand und seine Jugend.“ Das mußte sich der Herr Präsident, der ein starker Eiferer für das väterliche Gesetz und ein Erzfeind aller witzigen, satyrischen Schriften war, freylich mit aller Demuth

gefallen lassen; denn der König litte keine Widersprüche.

Der Charakter dieses Kriminalpräsidenten war sehr sonderbar und eben so poßierlich, als sein Name poßierlich und auffallend war. Er hieß Zettel von **Lutzendorf** am **Eck**-stein. Man sagt: sein Vater sey ein Kohlenbrenner gewesen, und er habe sich, nicht durch Verdienste und hervorstehende Talente, wovon er blutarm war, sondern durch Heyrathen und durch andere krumme Wege zu dieser Ehrenstelle und zu der damit verbundenen adelichen Würde emporgeschwungen. Er lebte, ob er gleich sehr reich war, aus Geiz überaus eingezogen, und wenn er ja wohin kam, so war er gemeiniglich das Gespötte der Gesellschaften, größtentheils, ohne es zu merken, oder dadurch in seiner phlegmatischen Gemüthsruhe gestört zu werden.

Das sonderbarste und widersprechendste in dieses Mannes Charakter bestand darinn, daß, ob er gleich ein eifriger Katholick, grosser Verehrer der Heiligen und fleißiger Kirchengänger war; ob er gleich, sobald jemand etwas wider die reine Lehre vorbrachte, gleich von Scheiterhaufen und andern gräßlichen Todesarten redete, dennoch diejenigen nicht leiden konnte, welche die reine römisch-katholische Lehre verkündigten: es waren ihm alle Schwarzröcke sammt und sonders verhaßt; er gab auch ungern und äusserst selten diesen Herren Audienz. Nur dann nahm er sie freundlicher und liebreicher auf, setzte ihnen auch wohl zur Noth ein Glas Wein vor, (dieses geschahe aber nur bey vornehmen Geistlichen) wenn sie eine lustige, weltliche Miene annahmen, und in weltlicher Kleidung zu ihm kamen.

Er wuste sich selbst von diesem Haß gegen

gen die Geistlichen, die von seinen Glaubensbrüdern so hoch geehrt, und von vielen vergöttert wurden, keinen Grund anzugeben, als diesen: es wäre ihm diese Grille angeboren; sein verstorbener Vater wäre auch dieses Sinnes gewesen; und er pflegte diese große Abneigung vom geistlichen Orden, selbst wenn er aufgeräumt war, sein charakteristisches Paradaxon zu nennen. Die Geistlichen wußten an ihrem Theil nicht, wie sie mit ihm dran waren; indeß ergriffen die meisten unter ihnen die klügste Parthey; sie machten ihm Komplimente ausser der Kirche, sagten ihm die Wahrheit in der Kirche, wenn er zugegen war, und liessen ihn laufen.

Zu dem Widersprechenden in seinem Charakter kam noch dieses hinzu, daß, ob er gleich dem Geiz und der Habsucht in einen hohen Grade ergeben war, er dennoch große Geldsummen im Spiel verschwendete, dessen

sen ohngeachtet, daß er gemeiniglich unglücklich spielte; und wenn er auch sein Geld in Hofnung, zu gewinnen, ans Spiel wagte: so hätte ihn doch sein häufiger Verlust zurückschrecken und aufmerksam machen sollen, da sonst andere Geizhälse nicht leicht ihren Geldbeutel solchen Gefahren und unsichern Hofnungen auszusetzen pflegen.

Ausserdem machte er sich bey seinem Präsidentenamt und bey der ihm anvertrauten Verwaltung der Gerechtigkeit verschiedener Ungerechtigkeiten schuldig, die endlich, wenn sie gleich seine Kollegen und gleichgesinnten Anhänger zu unterdrücken suchten, vor die Ohren des Königs kamen, und den König, der ein Feind aller Ungerechtigkeit war, veranlaßten, auf das Benehmen dieses Präsidenten genauer Acht zu geben. Er wurde unter andern, da er verschiedene Landgüter besaß, mit den Unterthanen des einen

Dorfs in einen Prozeß verwickelt, welcher vor der königlichen Regierung geführet wurde; weil er aber selbst bey dem Kollegium, welches die Regierung ausmachte, Sitz und Stimme hatte, so wußte er bey der strafbaren Nachläßigkeit seiner Kollegen, welche mit ihm der Meinung waren: ein Edelmann und ein vornehmer Mann müsse gegen einen einfältigen Bauer allemal gewinnen und Recht behalten, die Sache so einzuleiten, daß er selbst in diesem Prozeß das Definitifurtheil sprach, und die Bauern nach vielen aufgelaufenen Kosten den Prozeß verloren.

Die Bauern waren aber mit diesem Urtheilsspruch der Regierung, von dem sie bald durch die Kinder des Präsidenten erfuhren, daß er dessen Verfasser sey, nicht zufrieden; sie giengen grade zum Könige, und baten, nachdem sie ihm den Vorfall erzählt hatten,

um Hülfe und Schutz wider die offenbare Ungerechtigkeit.

„Seyd ihr sonst mit eurem Gutsherrn, ausser diesem Vorfall, zufrieden?“ fragte der König die Abgeordneten der Landgemeine. Diese antworteten: Ach nein, gnädigster König! „er plackt und schiert uns, wo er weiß und kann, und es fehlt nicht viel, er zöge uns das Fell über die Ohren.“ „Ihr möchtet ihn also wohl gern los seyn?“ redete der König weiter. „Ey wohl, erwiederten die Bauern, doch möcht es immer seyn, wie es wollte, wenn er uns nur nicht schaden könnte.“ „Das will ich schon verhindern, erklärte sich der König, gehet nur nach Hause, und wartet eures Ackerbaus und eurer Viehzucht; ich will eure Sache aufs genaueste untersuchen lassen; wenn ihr Recht habt, so sollt ihr auch Recht behalten, und hat euch der Präsident ungerecht gethan,

so soll er dafür gestraft werden: denn ein Unterthan, er mag vornehm, oder gering, Edelmann, oder Bauer seyn, ist mir so lieb, als der andere, wenn er seine Schuldigkeit thut."

Mit diesem Beschied entließ der König die Bauern, welche voller Freude über die Gnade und Herablassung des Königs ihre Straße zogen, und, als sie nach Hause kamen, munter und froh wieder an ihre Arbeit giengen.

Nach geschehener strengen Untersuchung, wozu eine unpartheyische Kommission niedergesetzt wurde, fand sichs, daß die Bauern Recht hatten; und sobald die Kommission hievon an den König pflichtmäßigen Bericht erstattet hatte, wurde der ungerechte Präsident seiner Ehrenämter entsetzt, und auf seine Güter verwiesen, wo

er

er aus Gram und Verdruß über seine verlornen Einkünfte und über die durch seine Dimißion ihm wiederfahrne Beschimpfung in kurzer Zeit starb, und, weil er weder Frau noch Kinder hatte (zwey Weiber hatte er durch seine üble Begegnung unter die Erde gebracht, und die dritte Frau zu heirathen, verhinderte ihn der Geiz,) sein ansehnliches Vermögen lachenden Erben hinterließ.

Sein Tod verursachte nicht allein viel Zänkerey unter den Erben seiner Verlassenschaft; denn sein Testament war eben so sonderbar, verworren und widersprechend, als sein im Leben bewiesener Charakter, sondern veranlaßte auch sonst viele Unruhen. Man hätte ihn schon, da er noch lebte, wegen verschiedener wunderlicher und seltsamer Dinge, die er vornahm, und weil er oft zur Nachtzeit herumwandelte, für einen Zauberer

berer und Hexenmeister gehalten; und jetzt, da er todt war, gieng in dem ganzen Dorfe, worinn sein Erbbegräbniß war, und wohin er aus seinem Liebligsgute Lutzendorf, zehn Meilen weit, nach seinem Ableben geschaft wurde, die Rede, daß er spukte, oder umgienge. Der eine wollte ihn in den mittägigen und mitternächtlichen Stunden, welches, nach der gemeinen Sage, die Stunden der Gespenstererscheinungen sind, bald in dieser, bald in jener Gestalt, bald als einen Reuter ohne Kopf, bald als einen trächtigen Maulesel, bald wie ein großer Affe oder Bär gestaltet, und auf dem adelichen Hofe herumwandelnd, gesehen haben; der eine Bauer klagte sogar bey dem königlichen Beamten, das Gespenst, der verstorbene Präsident, unwürdigen Andenkens, habe ihm zur Nachtzeit die Fenster eingeworfen, und seine hochschwangere Frau sey vor Schreck aus dem Bette gefahren, habe sich erkältet,

und vor Aerger und Zusammenfahren über diese nächtliche Beunruhigung, das böse Fieber bekommen. Der Bauer war so einfältig, daß er von dem Amtmann verlangte, er sollte den entseelten Nachtwandler dafür abstrafen, und, weil er gehört hätte, daß er bannen könnte, ihn in irgend eine wüste, entfernte Gegend hin verweisen, wo er bleiben müßte, und wo er die Lebenden weiter nicht beunruhigen könnte.

Dieser Vortrag des Bauers war sonderbar genug. Der Amtmann ließ ihn seiner Sonderbarkeit wegen von seinem Schreiber aktenmäßig protokolliren; weil sich aber des Beamten Gerichtsbarkeit, der an diesem Orte ausser der Landwirthschaft auch die Besorgung der Rechtspflege hatte, nicht über die Todten erstreckte; so konnte er dem klagenden Bauer vor der Hand keinen andern Bescheid und keine andere befriedigende Satisfa-

tisfaktion geben, als daß er ihm versprach, von dieser Sache mit dem ersten Posttage an die königliche Regierung zu berichten, und sich von derselben, weil er über die Verstorbenen nicht zu richten, oder zu befehlen habe, Verhaltungsbefehle auszubitten.

Es kam auf den Bericht des Amtmanns von der Regierung ein gemessener Befehl an denselben des Inhalts zurück: „er sollte die „Gemeine dahin anweisen, sich bey Vermeidung einer achttägigen Gefängniß- oder „von ihm, dem Beamten, zu bestimmenden Geldstrafe alles ferneren Geschwätzes „über den verstorbenen Präsidenten und dessen mittägige, oder nächtliche Erscheinung „zu enthalten.

„Dem Pfarrer dasigen Orts habe er im Namen des Königs und seiner Regierung „anzubefehlen, seiner Gemeine sowohl in

„besonderen, öffentlichen Vorträgen, als auch „bey häuslichen Zusprüchen und Kinderleh„ren das alte, eingewurzelte Vorurtheil von „den Gespenstern, und die neue Fratze von „des Präsidenten nächtlichem Herumwan„deln zu benehmen; im Fall er's zu thun un„terliesse, sollte er mit einer halbjährigen „Suspension von seinem Amte bedrohet und „wirklich gestraft werden."

Diesem Reskript der königlichen Regierung war noch die Klausel angehängt: „weil „zu vermuthen wäre, daß irgend ein muth„williger Bube, um sich auf Kosten der „einfältigen Bauern einen ungeziemenden „Zeitvertreib zu machen, und dieselben in „ihrem Aberglauben zu bestärken, diese Ge„spensterkomödie spielte: so habe der Be„amte genau darauf zu vigiliren, und falls „er dieses Spasvogels habhaft werden könn„te, ihn sofort einzuziehen, und zum Ver-

hör

„hör und zur nachdrücklichen Bestrafung an „die königliche Regierung zu senden, damit „dem immer mehr um sich greifenden Aber„glauben des gemeinen, unwissenden Volks „gesteuert würde.“

Dem Pfarrer des Orts, wo der verstorbene Präsident nach dem Vorgeben der Einwohner umgehen sollte, kam die Erfüllung des von der Regierung ergangenen Befehls sehr hart an, weil er selbst dem Glauben an die Gespenster mit Leib und Seel ergeben war. Er hatte selbst ein Traktätchen geschrieben, worinn er das Daseyn der Gespenster theils aus der Philosophie, theils aus der Schrift, zu beweisen suchte. Aus der Schrift führte er unter andern diesen albernen Grund an, weil darinn irgendwo steht: Und die Jünger Christi glaubten, oder meinten, da sie ihn auf dem Wasser wandeln sahen: sie sähen ein Gespenst;

gleich als ob dieses Meinen oder Wähnen der Jünger, die voller Vorurtheile waren, einen geltenden Beweisgrund für die Existenz der Gespenster abgeben könnte.

Die Gründe, welche er aus der Philosophie, die zur damaligen Zeit noch mit scholastischem Unsinn, mit scholastischen Distinktionen und Kunstwörtern, als Quidditäten, Ubiquitäten und dergleichen, angefüllet war, zur Bescheinigung seiner Behauptungen vortrug, waren eben so seicht, und das Hauptargument, worauf er sich steifte, um zu beweisen, daß es Gespenster gäbe, bestand darinn: „daß man, weil das Geisterreich noch ein unbekanntes Fach wäre, die Unmöglichkeit der Gespenster nicht aus der Philosophie erweisen, wohl aber derselben Möglichkeit sonder Mühe erhärten könnte, und von der Möglichkeit lasse sich leicht auf die Wirklichkeit schliessen,“ welche Schlußart

des

des Herrn Pfarrers ein gewaltiger Sprung ist, (mit seiner Erlaubniß sey es gesagt!) denn die gesunde Philosophie lehret ausdrücklich, und es ist einer ihrer ersten Grundsätze: daß man vom Seyn, oder Thunkönnen zum wirklichen Thun oder Seyn, oder von der Möglichkeit auf die Wirklichkeit keinen gültigen Schluß machen könne.

Endlich berief sich dieser Pfarrherr auch auf die Erfahrung, und, welches das lächerlichste war, auf seine eigene; denn er hatte seine historische Glaubwürdigkeit und Untrüglichkeit noch mit nichts bewiesen: wenigstens war zwischen diesem Dorfpfarren und dem Oberhaupt der Kirche, dem für infallibel ausgeschrieenen Pabst, dessen Wort und Autorität in dieser letzten, betrübten Zeit leider! nicht viel mehr gelten soll, ein grosser, merklicher Unterschied.

Alle, die je Gespenster gesehen zu haben, vorgeben, und die mit Hartnäckigkeit ihr Daseyn behaupten, pflegen sich gemeiniglich auf die Erfahrung anderer, ihrer guten Freunde, Anverwandten und Großväter oder Großmütter zu berufen, wenn sie gleich oft an ihre eigene Erfahrung, an ihr eigenes Besehen, Behorchen und Betasten appelliren, sobald es ihnen jemand nicht auf ihr Wort glauben will. Gemeiniglich sind sie von den Gespensterhistörchen, die sie mehrmals mit vielen Umständen erzählen, nicht selbst Augen- oder Ohrenzeugen gewesen, sondern sie haben es nur, nach ihrem eigenen Geständniß, von diesem oder jenem glaubwürdigen Manne gehört, daß es so zugieng, daß der Kobold diese oder jene Streiche machte, daß es in dem oder jenem Hause dreymal an der Stubenthür anklopfte, ohne daß jemand, der geklopft hätte, sich sehen ließ, u. s. w.

Das

Das Alte ist vergangen; — aber ist es nicht zu verwundern, daß in den neuren, aufgeklärten Zeiten noch hin und wieder häufig und ernsthaft genug an Gespenster, Zaubereyen, Teufelseingebungen und dergleichen Fratzen geglaubt wird, da es uns doch weder an Unterricht, noch an Freyheit, zu denken, noch an treflichen Hülfsmitteln fehlt, um über alles, was vorkommt, eigene Untersuchungen anzustellen, und insonderheit über die vorerwähnten Gegenstände zum eigenen Nachdenken, und endlich auch, nach aufgehobenen Zweifeln, zur entscheidenden Gewißheit zu gelangen. Wer oder was in dieser fortdauernden Unwissenheit und Geneigtheit zum schädlichen Aberglauben eigentlich Schuld sey, regierende Herren, oder ihre Räthe und Priester? (in älteren Zeiten, sonderlich bey den Juden des alten Testaments, war beydes in einer Person mit einander verbunden) das ist in allem Betracht

eine wichtige Untersuchung; wir mögen's nicht entscheiden, sondern überlassen solche Entscheidung den hochgelehrten Verfassern, welche auf ihrer Studirstube, mit tiefer Weisheit, aber wenig Welt- und Menschenkenntniß versehen, die Preisaufgabe gewisser Akademien zu beantworten, in sich Geschick und Beruf fühlen: **Ob irgend eine Art von Täuschung dem Volke nützlich sey?** Uns gnügt, bey dieser Gelegenheit, indem wir die Hand auf den Mund legen, mit einem verewigten Abt auszurufen: **Heiliger Sokrates, bitte, bitte für uns!** — —

Wir sagten oder schrieben vorhin: an die Gespenster u. s. f. geglaubt wird; dies scheint vielleicht manchem ein Sprachfehler zu seyn, dem der Unterschied der Redart: **etwas glauben**, und **an etwas glauben**, bekannt ist, wovon die erstere so viel sagen

will,

will, als: etwas auf das Zeugniß eines andern für wahr halten, und die letztere: etwas oder jemanden zum Gegenstande seiner Verehrung machen, und sein Vertrauen darauf oder auf ihn setzen. Aber wir schrieben mit Vorsatz so, weil die meisten Vertheidiger der Gespenster nicht allein ihre Wirklichkeit behaupten und im Ernst glauben, sondern auch eine gewisse ehrerbietige Scheu vor ihnen haben, sich vor ihnen fürchten, sie in gute und böse Geister abtheilen, u. s. f. welches eine Art von Verehrung um so mehr voraussetzt, da der Glaube dieser Leute durch keine Gegenvorstellungen und Vernunftgründe erschüttert und wankend gemacht wird. Bey dem allen haben die Gespenster und Gespenstererscheinungen, so schimärisch sie sind, ihren Nutzen, und thun oft im gemeinen Leben und bey dem gemeinen Mann, oft auch in der Komödie

oder Tragödie ihre Wirkung. Nur hüte man sich, die Lehre von den Gespenstern zu keinem Theil der Pädagogik zu machen; (wenn gleich in den neuren Lehrbüchern dieser Wissenschaft, sonderlich in einem gewissen, welches Herr **Friedrich Nikolai** vor zwey Jahren verlegte, um es bald in sämmtlichen Buchläden Deutschlands, die damit belästigt wurden, vermodern zu lassen, überaus viel Hirngespinste und Absurditäten vorkommen:) denn wer die Kinder mit Gespenstern zu fürchten macht, der ist ein Thor, und verdient, ob er gleich alt und grau ist, daß man ihn mit der Ruthe züchtige. —

Zehn.

Zehntes Kapitel.

Etwas von Pfarren, Pfarrern und Pfarrherrn oder Seelsorgern, die an eine gewisse Gemeine gebunden sind; ein orthographisch, historisch-theologisches Einschiebselchen.

Weil wir gegen das Ende des vorigen Kapitels des Dorfpfarren, der von den Gespenstern schrieb, und so viel Aufhebens machte, Erwähnung thaten, so geriethen wir gleich auf den Einfall, in einer besondern Note zu untersuchen: ob man Pfarr, Farr, Varr, oder Pfarrer und Farrer schreiben müsse, und welches von diesen verschiedenen Schreibarten die richtigste und annehmlichste sey. Da es aber schien, als möchte diese Note zu lang gerathen: (und lange

lange Noten behagen uns so wenig, als lange Predigten) so hielten wir's für besser gethan, diese Untersuchung, deren Wichtigkeit heller, als die liebe Sonne jedem einleuchten muß, in einem besondern Kapitel, oder Kapitelchen, wie hiermit geschieht, Platz finden zu lassen.

Ueber den Ursprung des Worts Pfarr, oder Pfarrer liesse sich zum Behuf der edlen Wortforschungskunst *) etwas Erkleck.

*) Wir sind bereit und entschlossen, dem neu- und lernbegierigen Publikum † mit einem ganz neuen Lehrbuch der Wortforschungskunst, oder Etymologik aufzuwarten; können aber noch zur Zeit keinen Verleger dazu finden.

Anmerkung des Verfassers.

† Warum denn nicht lehrbegierig? nach der Lehre begierig?

Anmerkung des Setzers.

fleckliches und Unterhaltendes sagen, wenn nur nicht die Meinungen der Gelehrten über diesen Punkt so sehr verschieden wären, und am Ende alles auf Muthmaßungen hinaus-liefe.

Einige Etymologen leiten das deutsche Wort Pfarrer, wofür man an einigen Orten Prediger, oder Pastor sagt, von dem lateinischen Worte Farina, Mehl, her, und geben von dieser Ableitung folgenden Grund an: weil die alten Heiden ihren Göttern, oder Götzen, deren jeder seinen besondern Gottesdienst und seine besondern Priester hatte, verschiedene kostbare Gerichte und Eßwaaren, unter andern auch Kuchen, Raspel- oder Milchbrödtchen und Mehlspeisen opferten, welche zur Nachtzeit, und auch sonst, wenn niemand von dem Volk in dem Tempel kam, von den Priestern verzehret wurden. Mit den got-

tes-

tesdienstlichen Opfern der Juden hatte es beynahe dieselbige Bewandniß. Denn die eine Hälfte der von der Gemeine des Herrn im Tempel dargebrachten Speis- und Trankopfer wurde gemeiniglich ins Feuer geworfen, und dem lieben Gott zu Ehren, damit er nicht immer so böse seyn, und Israel mit mancherley Plagen heimsuchen möchte, verbrannt; an der andern Hälfte aber, welches vermuthlich die größte war, erlustigten sich die Priester.

Andere Wortforscher sind gar auf den Einfall gekommen, das deutsche Wort Pfarr oder Pfarrer, käme vom lateinischen Fur her, welches auf gut deutsch einen Bedienten, aber auch einen Spitzbuben und Diebesgesellen bedeutet, der nach fremden Gut lüstern ist; und dazu, sagen sie, sey eben der Grund vorhanden, weil die Priester bey Juden und Heiden, wie bey uns

Chri-

Christen, als Diener der Gottheit verehret wurden, und weil insonderheit die heidnischen Priester wirkliche Betrüger und Spitzbuben waren, indem sie die Speisen und Getränke, welche das arme, blinde Volk seinen Gottheiten zu opfern vermeinten, heimlich wegschnappten, und zu einer ihnen gelegenen Zeit verzehreten.

Es giebt noch eine dritte Meinung der Gelehrten, (die andern Meinungen übergehen wir, der Kürze wegen mit Stillschweigen) über den Ursprung des Worts Pfarrer. Diese leiten es von fari, reden, her, und sie scheinen uns unter allen übrigen die wahrscheinlichste Meinung zu behaupten, weil ein Pfarrer oder Prediger viel reden muß, weil es zu den Hauptgeschäften seines Amts gehört, durch öffentliche und besondere Vorträge seine Gemeine zu erbauen.

Nach diesen Ableitungen muß sich nun allerdings die Rechtschreibung des gedachten Worts richten, denn ohne Wortforschung tappt man bey der Rechtschreibung im Finstern, und geht irre. Diejenigen, welche das Wort Pfarrer von fur herleiten, thun wohl und haben recht, wenn sie Pfarr schreiben; die es von farina oder fari herleiten, schreiben besser und richtiger **Pfarrer** oder **Pfaarer.**

Wir sind aber, dem, was kurz vorhin über die wahrscheinlichste Ableitung gesagt ist, unbeschadet, der unvorgreiflichen Meinung: daß der eigentliche Ursprung des Worts **Pfarrer** (dies ist ohnstreitig die richtigste Schreibart desselben) nicht in Latiens Gefilden, sondern auf deutschen Grund und Boden zu suchen sey, weil es ausser allem Zweifel von dem deutschen Worte Pfarrherr, zeitiger Besitzer, nicht Eigenthümer

mer einer Pfarre, eines geistlichen Lehns oder Benefiziums, herkommt, woraus zusammengezogen, Pfarrer wird. So eignete **Luther** seinen kleinen Katechismus allen Pfarrherren und Predigern zu, und der Verfasser des Buchs: **Matthias Lukretius**, sonst **Votius** *) genannt, dedizirte den zweyten Theil desselben allen Pfarrherrn und Seelsorgern, die in der Welt zerstreuet sind.

Klopstock, den **Cramer**, der jüngere, so treflich panegyrisirt, und, um ja nichts zu vergessen, um den großen Mann auch in Kleinigkeiten, deren ein anderer nicht erwähnen würde, als groß zu schildern, sogar in den Besonderheiten seines **Häuslichthuns** **) dar-

*) Halle bey J. C. Hendel, 1780.

**) Wir haben dieses Wort seiner Originalität

darstellt, Klopstock würde sich nun wohl an alle bisher erwähnten Ableitungen des Worts Pfarrer nicht kehren; sondern er würde nach seiner neuen Orthographie und nach der Regel: Schreibe, wie du sprichst, und rede, wie dir der Schnabel gewachsen ist,

tät wegen dem Herrn Superintendenten Daremann in Brandenburg abgeborgt, der sich desselben in der gedruckten Lebensbeschreibung seiner wohlseligen Eheliebste, Maria Sabina Olischerinn, unsers Wissens zum erstenmal, in diesem Sinne, bedient. Bey ihm heißt nämlich häuslich thun, auf den Abtritt gehen, oder seine Nothdurft verrichten. Denn er sagt von seiner lieben Frau: (Gott habe sie selig!) als sie einst, in ihrer letzten Schwachheit, hätte wollen häuslich thun, oder, wie Herr L * * ein verdorbener Kaufmann und Halbgelehrter, sich ausdrückt, ein opus naturae verrichten, wäre sie von der Treppe gefallen.

ist, Farr, oder Farrer, vielleicht auch Farre schreiben. Doch würden wir bey der letzteren Schreibart, Farre, unmaßgeblich bitten, das e wegzustreichen, alldieweil sothanes Wort, welches im alten Testament verschiedentlich vorkommt, einen Ochsen, sonderlich ein gehörntes Opferthier bedeutet, und dies möchte nur zu mancherley unangenehmen Mißdeutungen Gelegenheit geben, wenn man so schriebe.

Was insonderheit die Schreibart Pfarr, Pfarrfrau betrift, so ist dieselbe offenbar unrichtig, wenn sich gleich manche Gelehrte und Schriftsteller *) derselben bedienen: Denn der gemeine Mann, der die Worte gern verstümmelt und abkürzt, pflegt sich so auszudrücken, auch wohl, wenn er schrei-

*) S. D. Joh. Fried. Tellers Anektoten für Prediger und Priester.

ben kann, so zu schreiben; und diesem muß der Gelehrte nicht nachahmen. Richtig spricht und schreibt man dagegen Pfarrkinder, eingepfarrte Mitglieder einer gewissen Mutterkirche; weil dieses Wort von Pfarre herkommt, welches ein geistliches Amt oder Lehn, und den Ort, das Dorf, oder die Stadt bedeutet, wo der Pfarrherr, oder ordentliche Prediger seinen Sitz hat, und wo die Eingepfarrten oder Filialisten von den benachbarten Orten in die Kirche und zum Abendmahl gehen müssen.

Es ist schwer, zu bestimmen, wo sich das Wort Pfarre eigentlich herschreibt; wo die Sache aber herstammt, lehret die Geschichte und das geistliche, oder päbstliche Recht. (jus canonicum.) Ob der Name Pfarrherr, welches einen Prediger oder Seelsorger, der eine gewisse Gemeine, und seinen bestimmten, auch nach Gelegenheit un=

unbestimmten Gehalt hat, daher rühre, weil es in älteren Zeiten Geistliche gegeben haben mag, welche nicht allein zeitige Besitzer einer Pfarre und Lehnträger, sondern wirkliche Gutsbesitzer und folglich auch Herren der Pfarre, welche zum Gute gehörte, gewesen sind; das ist vielem Zweifel unterworfen. Denn gemeiniglich waren die Geistlichen arm, hatten wohl viel Bücher und Kinder, aber keine Kapitalien, um Landgüter dafür zu kaufen, und besaßen nichts eigenes. Wahrscheinlicher ist es, daß ihnen der Titel, Pfarrherr, deswegen beygelegt wurde, um ihren Pfarrkindern, oder Beichtsöhnen und Beichttöchtern *) dadurch Achtung und Ehr-

*) Es ist komisch und hat mir immer nicht in den Sinn gewollt, wenn ein junger Mensch von drey, oder vier und zwanzig Jahren einen alten Mann von siebenzig, oder eine alte Frau von sechzig Jahren zur Beichttochter hat. Anmerk. des Setzers.

erbietung gegen sie einzuflößen, und sie selbst an ihre geistliche Würde zu erinnern. Nun heißt es zwar in der Schrift von den ersten Lehrern und Predigern des Christenthums: **Ihr sollt euch nicht Herren heissen lassen; ihr sollt nicht eitler Ehre geizig seyn, u. s. w.** aber seit der Zeit, da diese Worte von dem Stifter unsers Glaubens gesprochen, und von seinen unmittelbaren Nachfolgern im Lehramte aufgezeichnet wurden, hat sich vieles geändert. Es ist zwischen den damaligen und jetzigen Aposteln ein großer Unterschied. Im Grunde verdient auch der geistliche Stand allemal, daß man ihn ehre und werth halte. Denn es ist nicht die Schuld des Hirten oder der Schafmutter, wenn unter einer Heerde räudige Schafe sind. —

Von Pfarre kömmt Pfärrchen, oder Pfärrlein her, ein geistliches Amt, eine

Pfrün-

Pfründe, womit nicht viel Einkünfte verbunden sind, oder die keinen großen Kirchsprengel hat. Billig sollten die Pfärrlein, die jährlich kaum zweyhundert Thaler einbringen, und wovon der Geistliche kaum für seine Person, geschweige mit einer Familie, leben kann, (solcher Pfärrlein giebt es sonderlich im Brandenburgischen viele) eingezogen und andern Pfarren oder Pfarreyen zugelegt werden. Der Ausdruck, Pfarreyen, unter uns gesagt, will unserm delikaten Ohr nicht behagen, so wenig als Küstereyen, Kaplaneyen u. s. w. wofür man besser, Pfarre, oder Pfarrwohnung, Küsterwohnung rc. sagt; auch ist dieser Ausdruck nur in gewissen Gegenden Deutschlands gebräuchlich. — Die Pfärrlein, bey denen man schmale Bissen beissen, und sich demohngeachtet sakrifiziren muß, werden gemeiniglich geschickten und verdienten Leuten zu Theil, und oft müssen sie lan-

ge genug darauf warten; dahingegen Ignoranten und Taugenichtse, die auf Universitäten die liederlichsten Bursche waren, gemeiniglich mit den besten und fettesten Pfarren versorgt werden, weil sie am besten hofiren, schmeicheln und spicken *) können.

Man

*) Eigentlich spickt man zwar die Braten, sonderlich Hasenbraten mit Speck, um sie dadurch schmackhafter und glätter, behaglicher für die Kehle zu machen; aber der gemeine Mann braucht dieses Wort statt: einen mit Gelde bestechen, um einen gewissen Endzweck zu erreichen. Dieses Spicken ist bey Vergebung geistlicher und weltlicher Aemter Mode. Siehe davon: Ueber den Ursprung, den Nutzen und die Mißbräuche des Kirchenpatronats; von Christian Wilhelm Kindleben; Berlin bey Mylius 1775.

Man pflegt übrigens unter dem Worte Pfarre, bald das geistliche Hirtenamt, welches man, wie bekannt ist, durch verschiedene Mittel und Wege, am sichersten aber durch Geld, durch Heirathen, oder durch die Erbfolge, dadurch, daß man eines Priesters Sohn ist, erlangen kann, bald die Wohnung des Predigers, oder das Pfarrhaus zu verstehen. Dergleichen Häuser pflegen an manchen Orten, sonderlich auf dem Lande, sehr unbequem, baufällig, und den Kasernen und Viehställen ähnlich zu seyn.

Wir haben ein Buch, der Professor betitelt, worinn viel Gutes steht. Es wäre, dünkt uns, nicht übel gethan, wenn jemand ein Buch schriebe, der Pfarrer benamset, worinn alles, was zum Pfarrer gehört, was zu seiner Bildung und Vorbereitung, zu seiner Amtsführung, zu seiner Haushaltung und zu seinem hinlänglichen

Aus-

Auskommen, wie auch zur Vervollkommung des Predigerstandes erfordert wird, in gedrängter Kürze zusammengetragen werden müste. Dies könnte einen bequemen Stoff zu einem Journal, oder zu einer Wochenschrift abgeben, dessen oder deren Verfasser sich bemühen müste, sein Buch nicht allein für den Pfarrer, sondern auch für andere ehrliche Leute, die noch Religion haben, interessant zu machen. —

Eilftes Kapitel.

Weiterer Verfolg der Geschichte Siegfrieds, und der von ihm an einem benachbarten Hofe bey Gelegenheit eines gehaltenen Turniers abgelegten Ritterproben. Der König Gilbald erhält Nachricht von dem Aufenthalt seiner Tochter.

Siegfried war über den Verlust der schönen Prinzeßinn Florigunda eben so betrübt und niedergeschlagen, als die königliche Familie selbst, ob er gleich seinen innerlichen Gram, der ihn ganz abzehrte, zu verbergen suchte. Der König Gilbald aber, den er, so oft er bey ihm Audienz hatte, zu trösten suchte, ob er gleich selbst Trost bedurfte, war viel zu scharfsichtig, und Sieg-

fried

fried noch zu unerfahren, als daß der Gegenstand seines geheimen Kummers seinen durchdringenden Blicken hätte entgehen sollen. Indeß sagte der König unserm Helden nichts von seiner Bemerkung, in so fern diese Siegfrieds Neigung zu seiner Tochter betraf, gewann ihn aber in seinem Herzen desto lieber.

„Ihr seyd mißmüthig, mein lieber Junker, sagte einst der König zu ihm, ich merke, daß euch was fehlt; es ist nöthig, daß „ihr euch zerstreuet und aufmuntert. Ich „erinnere mich, daß ich euch noch für eure „schöne Brieftasche ein Gegengeschenk schuldig bin: mein Oberstallmeister soll euch eins „der besten Pferde aus meinem Stall vorführen; damit könnt ihr euch, weil ihr nun „reiten gelernt habt, eine Veränderung machen. Ich verehre euch dieses Pferd, und „ich will schon ferner, weil ich euch gewogen

„und

„und ein guter Freund eures Vaters bin, „für euer Glück sorgen.“

Siegfried dankte dem Könige für dieses ihm sehr angenehme und willkommne Geschenk auf das verbindlichste, und machte gleich am folgenden Morgen, (es war ein ungemein schöner Herbsttag) einen Versuch und Spazierritt damit. Er besuchte, indem er voller trauriger Gedanken war, und der Entfernung der Prinzeßinn, besonders deren Art und Weise, die ihm sehr räthselhaft war, nachdachte, sein gewohntes Tannenwäldchen, und hatte darinn eine Erscheinung, deren er nicht gewärtig war.

Er hatte nämlich kaum die Hälfte des Waldes durchstrichen, als er in einer kleinen Entfernung eine weibliche Gestalt gewahr wurde, die auf ihn zueilte, und die er bald, als sie ihm näher kam, für

seine Wohlthäterinn, für die Fee erkannte.

Aus Ehrerbietung stieg er sogleich vom Pferde, welches er an einen Baum band; er wollte ihr aus Hochachtung die Hand küssen, sie aber verbat sich diese Ceremonie: denn es war eine gute, kreuzbrave Fee, sonder Stolz und Eitelkeit.

Siegfried redete sie, nachdem er sie gegrüßt hatte, zuerst an: „Sage mir vor „allen Dingen, du meine große Beschützerinn, was meine Aeltern und der Oberkämmerer machen, denn mich verlangt „sehr, zu wissen, wie es ihnen ergehet.“

„Es gehet ihnen wohl; war die Antwort „der Fee, sie sind lustig und guter Dinge. — „Aber sage mir, edler Jüngling, wie es „zugeht, daß du so bekümmert und nieder-

ge-

„geschlagen bist? Doch ich merke schon, „woran es dir fehlt, und brauche deine Ant„wort nicht abzuwarten.“

Siegfried schwieg und holte einen tiefen Seufzer. Hierauf redete die Fee weiter: „Wisse, mein Sohn, und fühle dein Glück, „daß die schöne Prinzeßinn Florigunda, „um welche du bekümmert bist, viele Mei„len von hier von einem abscheulichen Dra„chen, der zuvor Mensch war, und auch „zuweilen wieder Mensch wird, an einem „entlegenen, schauervollen und gefährlichen „Orte verwahrt und gefangen gehalten wird, „den man den Drachenstein nennt, und daß „du zu ihrem Befreyer, und wenn dir die „Schanz glückt, (wie ich hoffe, daß sie dir „glücken wird) zu ihrem ehelichen Gemahl „bestimmt bist.

„Ich kann dir aber weder die Zeit ihrer

„Befreyung noch den Ort ihrer Gefangen„schaft bestimmen. Jene must du erwarten, „und durch solche Erwartung Geduld lernen; „und diesen must du, wenn du ein Ritter „werden und seyn willst, auskundschaften, „und dir den Weg dahin durch beschwerliche „Reisen und Kämpfe bahnen, sollten auch „Riesen und andere Ungeheuer dir hinderlich „seyn, und solltest du dir auch den Sieg über „alle diese Hindernisse, die deiner sicherlich „warten, mit Blut und Wunden erkaufen „müssen.“

So sprach die Fee, und verschwand, ehe der Ritter Zeit hatte, sich von seiner Verwunderung zu erholen. Siegfried faßte, ob ihm gleich die Fee eben nicht Verschwiegenheit wegen der ihm gemachten Entdeckung anbefohlen hatte, den Vorsatz, sich gegen niemanden eher von diesem Geheimnisse etwas merken zu lassen, als bis es Zeit seyn würde

de, sich öffentlich für den unternehmenden, vom Schicksal bestimmten Befreyer der schönen Florigunda anzukündigen. Doch hielt er sich in seinem Gewissen verbunden, den König nicht in einer gänzlichen Unwissenheit über das Schicksal seiner geliebten Prinzessinn zu lassen. Er hinterbrachte ihm also dies einzige: „Es sey ihm durch eine gewisse Erscheinung, deren Art und Weise er nicht erzählen dürfe, entdeckt worden, daß die Prinzeßinn noch lebe; daß sie sich zwar in einer Art von Gefangenschaft, aber doch in einem erträglichen Zustande befände, wo ihr eben nichts Leids widerführe, und daß ein kühner Ritter sie zu seiner Zeit erlösen, und glücklich wieder zu den Ihrigen bringen würde. Mehr, setzte er hinzu, sey ihm vor der Hand nicht erlaubt, von dieser Sache und Erscheinung zu sagen. Zugleich bat er den König, das, was er ihm erzählt hätte, nie-

manden, ausser seiner Gemahlinn mitzutheilen."

„Habe Dank, mein Sohn, für deine „gute, erfreuliche Nachricht, sprach der „König, mit Freudenthänen in den Augen; „mir gnügt es, zu wissen, daß mein Kind „noch lebt, und daß ich es, ehe ich sterbe, „noch in meine Arme schliessen soll: wir wol„len hoffen, und die Zeit erwarten." —

Um eben diese Zeit schrieb ein benachbarter Fürst, dessen Erbprinz mit der Tochter eines geheimen Raths, auf welche er eine besondere Neigung geworfen hatte, verheirathet wurde, ein Turnier aus, um das Beylager seines Sohnes zu feyern. Zu diesem Turnier wurden alle Fürsten, Grafen, Ritter und Edle aus der ganzen umliegenden Gegend eingeladen. Unter den Eingelade-

ladenen befand sich auch unser Siegfried, der, als ein königlicher Prinz, mit dem König Gilbald zum Vermählungsfest kam, und dem ausgeschriebenen Ritterstechen beywohnte.

Siegfried legte nicht allein an der hochzeitlichen Tafel durch seine unterhaltende Gespräche, sondern auch beym Turnier durch sein tapferes Verhalten große Ehre ein. Es gieng dabey sehr scharf her; jeder Ritter wetteiferte, den andern zu übertreffen und aus dem Sattel zu heben; es muste auch mancher wirklich den Sattel räumen. Siegfried aber hielt sich ritterlicher, als alle übrigen; es versuchten viele vergeblich, ihn vom Pferde herunter zu bringen; er blieb in seinem Sattel unbewegt, er hielt und geberdete sich, zu jedermanns Verwunderung, wie ein alter, erfahrner Rittersmann, daher ihm auch, als das Stechen und Turnieren geendigt

war, der ausgesetzte Preis zuerkannt wurde.

Er bekam nämlich zur Belohnung eine goldene Kette, an welcher ein köstliches Kleinod von großem Werth hieng. Die Folge davon war, daß er von den anwesenden Rittern und Herren mit allgemeinen Beyfall beehrt, und auf der Stelle, ehe er mit dem Könige von dannen zog, zum Ritter geschlagen wurde.

Der König hatte über das edle Bezeigen des jungen Siegfrieds, der nun ein und zwanzig Jahr alt war, und über den von ihm erlangten Preis beym Ritterstechen, eine solche Freude, daß er ihn seit dieser Zeit beständig seinen Sohn nannte, und ihn seiner frühzeitigen Mannhaftigkeit und guten Gesinnung wegen allen seinen Hofjunkern vorzog.

So.

Sobald der König mit dem neuen Ritter wieder nach Worms kam, wurde er in seiner neuen Würde dem ganzen Hofstaat und der versammelten Ritterschaft, wie auch den Vornehmsten vom Adel vorgestellt. Der König, der sich nicht ohne Grund von unserm Siegfried große Hofnungen machte, stellte ihm zu Ehren ein großes Gastmahl an, und erregte dadurch, daß er von dem jungen Ritter und von seinem Verhalten beym Turnier viel Rühmens machte, den Neid vieler Höflinge, die sich sonst mit der vorzüglichen Gunst des Königs schmeichelten. Von jetzt an war Siegfried, der sich nun immer mehr in den Waffen und ritterlichen Dingen übte, ein beständiger Gast an der Königs Tafel, und er wurde überhaupt an diesem glänzenden Hofe, wo für junge Edelleute etwas zu sehen und zu lernen war, wie ein Kind

im Hause gehalten. Nur konnte er sich mit den beyden jüngsten Söhnen des Königs, Genserich und Wiltbald, wegen ihres weibischen, heimtückischen und übermüthigen Wesens nicht vertragen; da der König dies merkte, hieß er sie, sich etwas in der Welt versuchen, und schickte sie auf Reisen, wodurch Siegfried, dem sie beständig etwas anzuhängen suchten, Friede bekame.

Zwölftes Kapitel.

Es kömmt an König Gilbalds Hofe ein rußischer Graf an, der, um die Welt kennen zu lernen, verschiedene deutsche Höfe besucht. Um diesem Gast einen Zeitvertreib zu machen, wird ein Turnier und Ringelrennen gehalten, wobey Siegfried abermals den Preis davon trägt. Zuletzt kommt ein Loblied auf den Krambambuli vor.

Kaum hatte der König Gilbald seine beyden unartigen Söhne nebst einem Hofmeister, der sie bilden, und, wenn er könnte, bessern sollte, auf Reisen geschickt, als er ganz unvermuthet einen Besuch von einem vornehmen rußischen Grafen aus einem alten, berühmten Hause erhielt, der seines Vergnügens

wegen, und, um Weltkenntniß zu erlangen, in Deutschland herumreisete, und die ansehnlichsten Höfe, die er zum Theil schon aus Beschreibungen und Erzählungen kannte, besuchte; er nannte sich Menzikov, und hatte bereits auf einigen deutschen Universitäten Philosophie und schöne Wissenschaften studirt; denn seine Lust und Bestimmung schien der Soldatenstand zu seyn, wozu er das Studium der Rechte, worauf sich sonst Adeliche, wenn sie studiren, zu legen pflegen, nicht nöthig hatte.

Es war ein Herr von ohngefähr vier und zwanzig Jahren, schlank und wohlgewachsen, von sehr aufgeräumten, ungezwungenen Wesen und vielen liebeswürdigen Eigenschaften. Den Ritter Siegfried, den er von dem Könige zu seinem Gesellschafter bekam, gewann er vorzüglich lieb; er kam fast nicht von seiner Seite, und bald waren beyde

junge Helden, ob sie sich gleich in ihrem Leben nicht gekannt, oder gesehen hatten, wegen der sympathetischen Stimmung ihrer Seelen und ihrer Gemüthsarten, die herzlichsten und vertrautesten Freunde.

Dieser Graf wollte den Ritter Siegfried bereden, ihn, wenn er abreisen und in sein Vaterland zurückkehren würde, nach Rußland zu begleiten. Siegfried würde auch gern in seine freundschaftliche Bitte, und in die Anerbietungen, die er ihm machte, gewilligt haben, wofern er nicht einen andern Gegenstand im Kopf und eine Reise vorgehabt hätte, deren glücklicher Ausgang seine ganze Seele erfüllte. Dieser Gegenstand war seine geliebte Prinzeßinn Florigunda, die ihm gar nicht aus dem Sinne kam, mit deren jetzigen traurigen Zustand und künftigen glücklichen Errettung aus den Klauen des Ungeheuers, welches sie bey sich

fangen hielt, er sich unaufhörlich beschäftig-te; und seine vorhabende Reise, war die Rei-se nach dem Drachenstein, wo der Drache, Florigundens Entführer, seinen Siz hatte.

Siegfried konnte sich von dem rußischen Grafen, der wegen seiner Mitreise nach Rußland sehr heftig in ihm drang, nicht los-machen. Es blieben ihm nur drey Wege übrig, wovon ihm die beyden lezten am sau-ersten ankamen: er muste entweder den drin-genden Bitten des Grafen nachgeben, und sein Reisegefährte werden, oder er muste sein kühnes Vorhaben, Florigunden aus ih-rem Kerker und Unglück zu befreyen, fah-ren lassen; und, wenn er sich hiezu nicht ent-schliessen konnte: so muste er den Grafen das Geheimniß, das er auf dem Herzen hatte, entdecken, damit er von seinen Bitten abste-hen möchte.

Nach vielen angestellten Ueberlegungen und Selbstgesprächen über diese Materie, an welche er sich, wie bereits angeführt worden ist, gewöhnt hatte, entschloß er sich zu dem letzteren, jedoch nicht ohne Vorsicht, und ohne seine Maaßregeln zu nehmen. Er ließ sich (dies war zu seinem Vorhaben und zur Erreichung seines Endzwecks nothwendig) von dem Grafen einen Eid schwören, daß er das Geheimniß, welches er ihm zu entdecken, im Begriff stünde, niemanden offenbaren, oder verrathen wollte.

Denn ob ihm gleich die Fee, als sie ihm im Tannenwalde erschien, nicht ausdrücklich das Ausplaudern dessen, was sie ihm anvertraute, verboten hatte: so erforderte es doch sein eigener Vortheil und seine eigene Ehre, davon zu schweigen, oder, wenn er's ja für nothwendig hielt, sein Geheimniß jemanden mitzutheilen, sich wenigstens einem Manne

zu entdecken, auf den er sich verlassen, und von dem er versichert seyn könnte, er werde keinen schlechten Gebrauch davon machen.

Der Graf erfüllte des Ritters Verlangen, und schwur ihm einen theuren Eid, wodurch er ihn seiner beständigen Verschwiegenheit über den Punkt, wovon er ihm Licht und Auskunft geben würde, versicherte. Hierauf erzählte ihm Siegfried den ganzen Vorgang mit Florigunden, mahlte ihm ihre blendende Schönheit und ihre noch mehr glänzende, unbestechliche Tugend; erzählte ihm ihre unglückliche Entführung, und wie er nach dem Willen des Schicksals und nach der glaubwürdigen Versicherung der Fee dazu bestimmt und unter vielen ausgesondert sey, eins der größten Abentheuer zu bestehen, und die königliche Jungfrau, deren gegenwärtiger Jammerstand ihm ausserordentlich zu Herzen gienge, aus der Gewalt

walt des Drachen, dem sie jetzt unterthan sey, zu erlösen.

Der Graf, dem dies alles beynahe unglaublich und fabelhaft vorkam, lobte zwar des Rittes Unternehmen, wunderte sich aber über dessen Kühnheit, und erstaunte über die Gefahr, der er sich aussetzen würde. Von derjenigen Art von Zaubereien, die man gewöhnlich Feen oder Feyen nennt, und die ihre Zauberkraft bald zum Nutz und Frommen, bald zum Schaden des Menschen anwenden, hatte der Graf keinen rechten deutlichen Begriff. Er hatte wohl im Vorbeygehen davon sprechen hören, war aber nie neugierig genug gewesen, weiter darnach zu fragen, was eine Fee für ein Ding sey. Siegfried muste es ihm also erklären. Bey Gelegenheit dieser Erklärung erzählte er ihm zugleich seine ganze bisherige Geschichte, und machte ihm insonderheit deutlich,

lich, weil der Graf schon oft darnach gefragt hatte, was es mit seinen Hörnern, die noch immer biegsam und geschmeidig waren, für eine Bewandniß hätte, wie er dazu gekommen wäre, und wozu sie ihm in der Folge nützlich seyn könnten.

Den König Gilbald freute die vertraute, redliche Freundschaft, die er zwischen diesen jungen, angehenden Helden herrschen sah; einer, dachte er bey sich selbst, wird dem andern durch den genauen Umgang seine Tugenden einflößen, sie werden sich einander mit ihren gegenseitigen Fehlern bekannt machen, und so werden sie mit der Zeit vollkommne, für den Staat und für den Stand, dem sie gewidmet sind, brauchbare Männer werden.

Der Graf hatte sich schon drey Monate an des Königs Gilbald Hoflager aufgehalten,

halten, und diese Monate waren ihm wie Tage, wie Stunden, verflossen, zu welcher angenehmen Zeitverkürzung Siegfried durch seinen Umgang das meiste beytrug.

Endlich aber war der Graf, weil ihm noch verschiedene große Städte Deutschlands, die er gern sehen wollte, zu bereisen übrig blieben, auf seine Abreise bedacht; es schmerzte ihn sehr, sich von seinem vertrauten Freund, Siegfried, trennen zu müssen, und dieser muste ihm wenigstens versprechen, daß er ihm von seinen künftigen Schicksalen Nachricht geben, und, in welcherley Umständen er sich auch befinden möchte, sein Freund bleiben wollte.

Acht Tage zuvor, ehe der Graf abreisete, ließ der König ein prächtiges Turnier halten, wobey sich Siegfried abermals hervorthat. Dieses Ritterstechen geschahe den

rußischen Gast zu Ehren, welcher dergleichen Uebungen, die in seinem Vaterland nicht Sitte sind, noch nicht beygewohnt hatte. Alles war auf unsern Siegfried und auf sein kluges Benehmen aufmerksam; denn die meisten Ritter, mit denen er wetteiferte, waren ihm an Jahren weit überlegen. Insonderheit stritt er mit einem alten, nervigten und erfahrnen Ritter um den ausgesetzten Preis, und hatte zuletzt das Glück, ihn davonzutragen.

Es bestand solcher Preis, welcher nach geendigtem Turnier durch einen Herold allen Zuschauern vorgezeigt wurde, und den der König mit eigenen Händen dem, der sich am tapfersten gehalten hatte, zu ertheilen pflegte, für diesmal in einer besonders künstlich gearbeiteten goldnen Nachtmütze, die inwendig ganz rauh und überhaupt sehr schwer war, in deren obersten, zugespitzten

Theil

Theil sich eine Hölung und in derselben ein silbernes Glöcklein befand, welches zum Aufwecken, oder Herbeyrufen diente, und den Ritter, der diese Belohnung aus des Königs Händen empfieng, daran erinnerte oder erinnern sollte, stets wachsam, nüchtern, måsig, und auf seiner Hut zu seyn. Daß die goldene Nachtmütze inwendig sehr rauh und auf dem Kopfe sehr schwer war, sollte den Ritter lehren, daß er keine Unbequemlichkeit bey seinem Unternehmen scheuen müsse, und daß sein Stand mehr, als irgend einer, mit vielen drückenden Beschwerlichkeiten verbunden sey.

Dieses Ritterstechen war auch für die Bürgerschaft ein Fest, welche an den dazu ausgesetzten Tagen (oft währte es mehrere Tage hinter einander) von ihrer Arbeit feyerte, und sich mit ihren Weibern und Kindern lustig machte; wozu der König, der

gern lustige Leute sehen und sich mit ihnen besprechen mochte, aus seiner Chatouille eine gewisse Summe Geldes hergab.

Nach geendigtem Fest und Turnier wurde bey des Königs Hofe an verschiedenen Tafeln gespeiset, wobey jedermann zusehen konnte. Der Hofpoet, der an des Königs Tafel speisete, hatte den Auftrag, wenn es der Tischgesellschaft an guter Laune und Zeitvertreib gebrach, solche mit seinen gereimten oder ungereimten Einfällen zu unterhalten, wofür er die Freyheit hatte, zu sagen, was er wollte, und sich so viel Wein einschenken zu lassen, als er meinte, vertragen zu können. Er machte unter andern auf den Wein folgendes Lobliedchen aus dem Stegereif:

„Ich lobe mir ein Gläschen Wein,
Vor dem berufnen Lebenswasser,
Denn jenes lehrt uns lustig seyn;
Und dieses macht uns viele Hasser.

„Has-

„Hasser? sagte der rußische Graf; ich glau„be, Herr Hofpoet, Sie irren sich: in mei„nem Vaterlande wird selbst in vornehmen „Häusern mehr Brandwein, als Wein und „Bier, getrunken, obgleich dessen Güte sehr „verschieden ist. Und wie viel tausend Men„schen giebt es in der Welt, die den Wein „nicht bezahlen können, die sich auch nichts „aus denselben machen! Was geb ich Ih„nen, Herr Poet, wenn Sie mir, ehe ich „abreise, ein hübsches, lustiges Lobgedicht auf „den Krambambuli, dem Lieblingsge„tränk meiner Landsleute, und selbst vieler „Deutschen, die ich kenne, machen? —“ Der Hofpoet erwiederte lächelnd: er wolle dem Herrn Grafen binnen zwey Tagen unentgeldlich damit aufwarten, und wirklich überreichte er, als die zwey Tage um waren, dem neugierigen Grafen folgende Verse, dem Brandwein zu Ehren an einem heitern Morgen von ihm selbst fabrizirt, und

erhielt dafür eine Belohnung von vier Dukaten, welches zur damaligen, äusserst wohlfeilen Zeit, eine große Summe war.

Loblied auf den Krambambuli. *)

Krambambuli, du edle Gabe,
Womit ich Leib und Seele labe,
Bey dieses kurzen Lebens Müh,
Krambambuli, Krambambuli!

Früh=

*) Der Ausdruck Krambambuli bezeichnet im engern Sinn eine besondere, gute und schmackhafte Art des abgezogenen Wassers, oder Brandweins, der ohngefähr mit dem Ratavia, oder Oskopat in gleichem Range steht. Ihn trinken nur die vornehmen Brandweinbrüder, die etwas in die Milch zu brocken haben, wenn sie sich eine Güte thun wollen. Im weitern Sinn bedeutet Krambambuli Brandwein überhaupt.

Frühmorgens nach dem Kaffeetrinken,
Seh ich die Kaffeezeit mir winken,
Erwarte voller Sehnsucht sie;
Krambambuli, Krambambuli.

Bald geh ich lauschend hin und wieder,
Es finden sich fidele *) Brüder,

*) Fidel ist zwar eigentlich ein Burschenausdruck, ein Wort, dessen sich die Studenten statt des Worts: lustig, aufgeräumt, zu allen Ausschweifungen geneigt, bedienen, und man sollte es in dem Munde eines gesetzten Mannes, dergleichen ein königlicher Hofdichter ist, nicht vermuthen. Er braucht es aber vorsetzlich, um den rußischen Grafen, für den er dieses Gedicht machte, an die vergnügten Studentenjahre zu erinnern, denn solche Erinnerung pflegt oft auch alten Knasterbärten, selbst denen, die Sonntags im Weinberge des Herrn arbeiten, und die ganze Woche hindurch müßig gehen, ange-

Mit denen ich zum Gläschen *) zieh,
Krambambuli, Krambambuli.

Hab ich zu Mittag was gegessen,
So darf ich nicht den Schnaps vergessen,
Giebts

genehm zu seyn. Es war nämlich dem Hofpoeten aus des Grafen Erzählung bekannt, daß er vor einigen Jahren in Jena und Leipzig kavaliermäßig studirt hätte.

*) Die Redart: zum Gläschen gehen, welches ein Ausdruck der feinen Welt und der galanten Brandweintrinker ist, entspricht dem französischen Ausdruck: aller prendel la goute, welches früh gegen zehn, oder eilf, und zur Vesperzeit gegen fünf oder sechs Uhr von wohlkonditionirten Bürgern zu geschehen pflegt. Vornehme Leute schnapsen entweder gar nicht, oder trinken ihr Gläschen hinter den Vorhängen in aller Stille und Gemächlichkeit zu Hause.

Giebts harte Kost, verdau ich sie:
Krambambuli, Krambambuli.

Nachmittags nach dem Kaffeeschäl-
chen
Und nach dem kleinen Abendmählchen
Verschmäh ich alter Trinker nie,
Ein gutes Glas Krambambuli.

Nach Tische geht man denn zu Biere,
Der Gläser trinkt man drey bis viere,
Und fühlt man in dem Leibe sie,
Nach einem Schluck Krambambuli.

Kommt man nach einem fetten
Schmause
Halbtaumeld und sehr spät nach Hause:
So reicht die Trinkphilosophie
Zur guten Nacht Krambambuli.

Fehlt es uns wo, drückt es im Magen,
Wenn uns die bösen Grillen plagen,
Hilft keine Charlatanerie:
So hilft uns doch Krambambuli.

Fehlt's uns an Thalern oder Gulden,
Und sind wir überhäuft mit Schulden.
Drum grämt ein kluger Mann sich nie,
Ihn tröstet sein Krambambuli.

Ist uns ein böses Weib beschieden;
Wir lassen es in Ruh und Frieden,
Und keift, und zankt, und poltert sie,
So dient ein Glas Krambambuli.

Im Winter giebt's oft böse Dienste,
Gesund zu bleiben, kostet Künste,
Und vielen nützt des Arztes Müh;
Mir dient ein Glas Krambambuli.

Wenn ich im Sommer, in der Hitze
Bey meiner sauern Arbeit schwitze,
Wenn ich von Ort zu Orte zieh,
So lob ich mir Krambambuli.

Bin ich ein Patient gewesen,
Von Fieber, oder Gicht genesen,
So stärket meine matten Knie,
Ein gutes Glas Krambambuli.

Vergehn allmählich meine Kräfte,
Vertrocknen endlich meine Säfte:
So labt, eh ich von hinnen zieh,
Mich noch ein Glas Krambambuli.

Krambambuli, du Arzt der Kranken!
Dir hab ich vieles zu verdanken,
Dich trinken Dummkopf und Genie,
Du edles Naß, Krambambuli.

Nur mäßig! mäßig! heißt die Weise,
Mit der ich deinen Nektar preise,
So trinket selbst die Harmonie *)
Auch dann und wann Krambambuli.

Drey-

*) Harmonie war in Worms vorzeiten eine gewisse Gesellschaft von ehrwürdigen Männern, welche das Brandweintrinken verredet hatten, und sich wöchentlich ein, oder zweymal zu ihrem Vergnügen versammelten, wo sie bey einem mäßigen Genuß des Weins, oder, in dessen Ermangelung des guten Stadtbiers sich durch Gespräche die Zeit vertrieben. Sie tranken aber doch in Geheim, wenn sie zu Hause waren, und sie etwa Uebelkeiten anwandelten, ihr Schnäpschen. Dies geschahe indeß nur dann und wann. In Leipzig befindet sich auch eine sogenannte Harmonie, aus vornehmen, größtentheils begüterten Männern bestehend, die sich wöchentlich zweymal versammeln, gemeinschaftlich essen und trinken, und durch milde, freywillige Beyträge, die Armen unterstützen.

Dreyzehntes Kapitel.

Urtheil über das vorstehende Gedicht, über dessen Werth, Zweck und Inhalt. Anekdote von einem großen Brandweintrinker, dem der Krambambuli wieder zum Leben verhalf, da er ohne ihn hätte todt seyn und bleiben müssen.

Das Loblied auf den Krambambuli, welches, wie im vorigen Kapitel erzählt worden ist, der Hofdichter zu Worms für den rußischen Grafen verfertigte, gehört, unsers Erachtens eben nicht unter die schlechten, wenn man es nämlich aus dem rechten Gesichtspunkt beurtheilet, und die Absicht war, so viel wir einsehen, dreyfach; einmal wollte der Dichter von dem Grafen gelobt

lobt seyn; dazu gehörte, nach desselben ausdrücklichen Verlangen, daß es lustigen Tons und Inhals war; es muste aber auch, um dem Grafen zu gefallen, und von ihm so, wie es wirklich geschahe, nicht allein gelobt, sondern auch gut und reichlich belohnt zu werden, weder zu hoch und schwülstig, noch zu platt und niedrig seyn. Im ersteren Falle würde er's nicht verstanden, und im zweyten zerrissen und weggeworfen haben. Die zwote Absicht, die der Dichter durch dieses Lobgedicht erreichen wollte, und woran ihm freylich, als einen guten Hauswirth, und als einen vergnügten, lustigen Mann, der Geld brauchte, um Wein zur Begeisterung dafür zu kaufen, am meisten gelegen war, bestand in der, wo nicht reichlichen und überflüßigen, doch hinlänglichen und angemessenen Belohnung seiner Arbeit. Gedichte, die für Geld gemacht werden, wohin insonderheit alle Gelegenheitsgedichte auf Hochzeiten,

Ge-

Geburtstage u. s. w. gehören, brauchen nun eben nichts ausserordentliches, oder Meisterstücke der Dichtkunst zu seyn, und man entschuldigt leicht ihre Mängel. Zwar macht auch der gute Dichter, der von Gott und von der Natur vorzügliches Talent empfieng, seine Gedichte für Geld, wenn er sie herausgiebt, und sich von dem Verleger dafür bezahlen läßt, er arbeitet aber doch mehr des Ruhms, als des Geldes wegen: dieses ist gleichsam nur ein Accidens, woran er wenigstens zu der Zeit nicht denkt, wenn er seine Gedichte ausarbeitet.

Die dritte Absicht des Hofpoeten bey diesem Lobgedichte bestand darinn: er wollte nach des Grafen Abreise dasselbe besonders drucken lassen, und es für Geld unter die Bürger vertheilen, von denen er wußte, daß sie gern zum Brandwein und zu Biere giengen, und daß ihnen ein solches Liedchen, welches

ches nicht viel kosten sollte, angenehm und willkommen seyn würde. Daher ist der Ton, der in diesem Gedichte herrscht, den Geschmack dieser Leute und ihrer Art, zu leben, angemessen. Dies sagte er auch zum Grafen, als er ihm seine Verse überreichte: er habe sich in die Stelle eines solchen Mittelmannes zu versetzen gesucht, der alle Tage zu gewissen Zeiten zur Beförderung der Verdauung und Gesundheit sein Schlückchen zu trinken pflegte, und das war dem Grafen recht.

Wir haben kürzlich unsre Gedanken über den Werth und Zweck dieses Gedichts gesagt: es ist weder etwas vorzügliches, noch etwas schlechtes; es herrscht immer Laune und ein fliessender Vers darinn, auch ist der Reim nicht gezwungen; überhaupt gehört es zum Mittelgut. Für den Verfasser war es genug, daß er seine dreyfache Absicht,

die

Absicht, die wir vorhin beschrieben und zergliedert haben, erreichte. Es ist noch übrig, daß wir uns auch über den Inhalt des vorstehenden Gedichts erklären.

Vielleicht dünkt es manchen, der auf Ordnung und Sittlichkeit hält, übel gethan zu seyn, daß man auf den Brandwein oder Krambambuli ein Lobgedicht verfertigt, oder gar drucken läßt, weil mit diesem starken Getränk so viel schädlicher Mißbrauch getrieben wird, und sich manche toll und voll saufen, und um Verstand und Gesundheit bringen. Aber Mißbrauch einer Sache hebt, wie wir wissen, ihren Gebrauch und den ihrer Natur inhärirenden Nutzen nicht auf. Die Aerzte stimmen darinn überein, daß der Krambambuli mäßig und zu rechter Zeitgenossen zuträglich sey, daß er besonders Leuten, die ein besonders geschäftiges, arbeitsames Leben führen, wozu Leibesbewegung und Leibeskräfte erfordert werden, Hand-

werksleuten, Soldaten, Bauern ꝛc. wohl bekomme; warum sollte man also dies Getränk nicht loben?

Und hat man nicht Lobreden und Lobgedichte über weit unbedeutendere und schlechtere Dinge, als der Krambambuli ist, geschrieben? Hat man nicht über Gegenstände öffentlich vor den Ohren des Publikums geredet, und sie als etwas heilsames gepriesen, die an und vor sich gar nichts werth, sondern im Gegentheil zu tadeln und zu verachten waren? **Erasmus** beschrieb das Lob der Narrheit: ein anderer besang den Krieg der Mäuse und Frösche; ein dritter machte sich gar über eine Lausematerie her; **Sterne** gab Predigten für die Esel heraus: — doch zur Entschuldigung des mehrerwähnten Gedichts und seines Inhalts kein Wort mehr! —

Lieber wollen wir noch zur schuldigen Unterhaltung unserer Leser eine Anekdote erzählen

len, welche zwar auf der einen Seite den Mißbrauch und die Schädlichkeit des Brandweins, sofern er nämlich unmäßig genossen wird, aber auch auf der andern Seite dessen mannichfaltigen Nutzen beweiset.

Zu Schweinfurt lebte kurz nach der Reformation ein wohlhabender Schumacher, der sich, weil er eine böse, unverträgliche und zänkische Frau hatte, die ihm alle Lebensfreuden verbitterte, das Brandweintrinken dergestalt angewöhnte, daß er ganz von seiner vorigen Ordnung und Mäßigkeit zurückkam, und in kurzer Zeit ein Säufer und liederlicher Kerl ward, der seine Arbeit vernachläßigte, und den man selten nüchtern antraf. Er verdarb sich endlich durch seine fortdauernde Trunkenheit und Völlerey ganz und gar, und fiel, ob er gleich sonst eine eiserne Natur hatte, die nicht leicht von einem Zufall erschüttert wurde, in eine gefährliche Kranheit, die seinem Leben ein Ende zu ma-

 chen

chen schien. Da er ohngefähr vierzehen Tage gelegen hatte, wurde er immer schlechter, und endlich fieng er an zu röcheln, wurde auf einmal kalt, und es kam den Umstehenden vor, als ob ihm der Athem ausgienge. Selbst der Arzt, der zugegen war, hielt ihn für todt; es hatte ihm aber im Grunde eine starke Ohnmacht angewandelt, die so viel Aehnlichkeit mit dem wirklichen Tode hat.

Weil ihn jedermann im Hause für todt hielt, so legte man ihn in einer kalten Kammer (es war schon im Anfange des Winters) aufs Stroh. Nach dem Mittagessen brachte sein guter Freund und Gevatter, der Tischler, der in seiner Nachbarschaft wohnte, und, wie unser für todt gehaltener Schuhmacher, ein guter Brandweintrinker war, einen vorräthig habenden Sarg, worinn er sogleich gelegt und auf den Flur *) des Hauses gestellt wurde. Der

*) Der Flur, ein Ausdruck, der insonderheit in

Der Schuhmacher hatte noch von seinem Vater seliger ein schönes Sterbekleid liegen, das sich dieser kurz vor seinem Ende, an welches er durch eine sogenannte Ahndung, oder durch ein gewisses Vorgefühl erinnert wurde, hatte machen lassen. Seine verstorbene Mutter aber, die eine sehr geizige Frau war, meinte: es wäre Schade, daß ein so schönes Sterbekleid von feinem Nesseltuch in der Erde mit verfaulen sollte. Sie legte es daher wohlbedächtig zurück, und wickelte den Entseelten, wie einen Kranken, der im Lazareth

in der Mark gewöhnlich ist, heißt der untere, offene Theil des Hauses, den man gleich beym Eingang in die Thür betritt, und von welchem man zu den Zimmern eingeht. In Mecklenburg und in den niedersächsischen Gegenden überhaupt spricht man dafür die Diele, worunter der Märker und Obersachse ein zugerichtetes Brett versteht, womit man den Boden einer Stube belegt.

gestorben ist, in ein Stück Leinwand, und ließ ihm statt des eichenen Sarges mit Handgriffen, welches er sich vor seinem Ableben bestellt hatte, einen sogenannten Nasendrücker *) machen, wodurch sie nicht allein der ganzen ehrbaren Sippschaft, sondern auch der ganzen Stadt ein großes Aergerniß gab. Sie ließ sich auch am Begräbnißtage ihres Mannes gar nicht sehen, sondern stieg auf den Söller, verschloß sich in einer Kammer, ließ ihren alten Hausknecht das Leid einnehmen, **) und

*) Nasendrücker ist ein Sarg für arme, geringe Leute und Hospitaliten, der einen ganz platten Deckel hat, welcher dem Todten gleichsam die Nase drückt, und dicht auf derselben anliegt.

**) Das Leid einnehmen heißt so viel, als die Kondolenzen, oder Beyleidskomplimente annehmen, welche von den Leichenbegleitern, die zu einem Begräbniß eingeladen sind, den nächsten Anverwandten des Verstorbenen gemacht werden.

und die Leichenbegleiter in ihrer Wohnstube machen, was sie wollten.

Dieses Sterbekleid nun, welches die Mutter des Schuhmachers sorgfältig aufgehoben hatte, und welches bey der Theilung ihrer Verlassenschaft ihm zugefallen war, wurde ihm sogleich angezogen, seine beste Staatsperüke, die er nur an hohen Festtagen trug, ihm aufgesetzt, und seine vermeinte Leiche in dem untern Theil des Hauses zur Schau ausgestellt. Denn er sollte, weil er ein reicher Mann war, am folgenden Tage, sehr prächtig mit allen kirchlichen Zeremonien begraben werden.

Als es Abend wurde, bestellte man zum Achthaben auf die Leiche, um welche herum auf dem mit schwarzen Tuch behängten, oder ausgeschlagenen Flur schwarze Geridons *) mit

*) Geridon ist ein langes, hölzernes Gestelle, gemeiniglich von schwarzen Ebenholz, oben und

mit brennenden Wachslichtern gesetzt wurden, zwey Wächter, damit der eine den andern, wenn er etwa einschliefe, aufwecken, oder während, daß dieser schlummerte, wachen möchte. Es wurde einem jeden von ihnen zu ihrem Zeitvertreib und zu ihrer Erwärmung eine halbe Flasche Brandwein gegeben; weil sie aber des abgezogenen Wassers, welches sehr stark und rauschend war, zu viel tranken, wurden sie betrunken, und kamen auf allerley seltsame und poßirliche Einfälle.

Da es gegen zehn Uhr war, und sie sich, weil die Zuschauer sich entfernt hatten, allein sahen, sagte der eine zum andern: „Bruder, wir wollen einen Spaß machen; unser Schuhmacher ist in seinem Leben ein fleisiger

Brand-

und unten wie ein Teller gestaltet. Man stellt diese Maschinen gemeiniglich neben einer Kommode, um allerley Sachen, Teller, Leuchter und dergleichen darauf zu setzen.

Brandweintrinker gewesen, wir wollen versuchen, ob er ihm auch im Tode noch schmeckt, vielleicht lebt er gar wieder auf, wenn er Krambambuli riecht.“

Hierauf näherte er sich dem Sarge, machte dem vermeinten Todten den Mund auf, und schüttete oder goß ihm einen guten, derben Schluck in den Hals, worauf dieser sich zu bewegen und allmählig die Augen zu öffnen, anfieng. Sobald die Wächter dies sahen, liefen sie vor Schreck eiligst zum Hause hinaus, und liessen die Leiche stehen. Indeß sie fortgiengen, raffte sich der Schuhmacher, der sich von seiner langen Ohnmacht wieder erholt und mit Verwunderung bemerckt hatte, was mit ihn vorgegangen war, zusammen, stieg aus seinem hölzernen Kesig heraus, und wandelte hurtig die Treppe hinan in seine Wohnstube, wo er seine böse Frau schon im Bette liegend, aber noch munter, antraf. Ihr Erstaunen und ihr

Schreck über diese Erscheinung war nicht gering; sie stand auf, machte ihrem auferstandenen Eheherrn das Bewillkommungskompliment, nahm ein niederschlagendes Pulver ein, und legte sich wieder schlafen.

Diese sonderbare Auferstehung bewirkte der Brandwein; ohne welchen der Schuhmacher bey der nächtlichen Kälte gewiß ein Raub des wirklichen Todes geworden wäre. Nach seiner gehabten Ohnmacht genas der Kranke; der Schreck, den seine Ehefrau über sein Wiederaufleben gehabt hatte, vielleicht auch das Mißvergnügen darüber brachte ihr ein auszehrendes Fieber zuwege, woran sie in wenigen Wochen zu ihres Mannes großer Erleichterung starb. Da nun die Ursache wegfiel, weshalb er sich das Brandweintrinken angewöhnt hatte, so fieng er an, ihn zu meiden, und besserte sich. —

Diese Besserung geschahe freylich nicht

auf

auf einmal, sondern stufenweise, und selbst der Arzt, der die übeln Folgen einer plötzlichen Entwöhnung von irgend einer Sache, die uns angenehm gewesen ist, kannte, rieth dem Schuhmacher, sich der Gewohnheit des Brandweintrinkens nur nach und nach zu entziehen, und wenn er einmal drüber hinweg wäre, aus Besorgniß des Rückfalls lieber ein Glas Wein zu trinken. Freylich ist es überaus schwer, und kostet Leuten, die einmal an starke Getränke gewöhnt sind, ungemein viel Ueberwindung, sich solches abzugewöhnen. Indeß hängt ein großer Theil solcher übeln Gewohnheit und schweren Entwöhnung davon nicht selten von der Erziehung ab, weil viele Aeltern so albern und unverständig sind, daß sie ganz kleinen Kindern durch das Eintröpfeln des Brandweins auf Brodt oder Semmel Lust und Appetit zu diesem starken, betäubenden Getränke machen, wodurch sie sich nach und nach das Trinken

ken des Aquavits, der unter allerley Namen und Veränderungen den Brandweinbrüdern und Brandweinschwestern angenehm und lieblich gemacht wird, und, wenn sie älter werden, das Saufen angewöhnen.

Man muß sich aber auch in Acht nehmen, die Brandweintrinker nicht so schlechterdings zu verdammen, weil ihrer viele Entschuldigung und Nachsicht verdienen, wenn man ihre Umstände, ihre Verlegenheiten, ihre sonstige Gesinnung, und überhaupt die mannichfaltigen Anlässe und Verleitungen erfährt, von denen es hergekommen ist, daß sie sich dem Trunk und andern daraus entstehenden und damit verbundenen Lastern ergeben haben. Bey dem allen ist ein Brandweintrinker von Profeßion, der seinen sauern Erwerb und Haab und Gut versäuft, dem das Betrunkenseyn zur andern Natur geworden ist, in Gottes und aller Menschen Augen ein Abscheu; am abscheu-

scheulichsten aber ist die Gewohnheit Krambambuli zum täglichen Trunk, wie Bier oder Wasser zu trinken, bey dem weiblichen Geschlechte, welches hierinn weniger Entschuldigungsgründe, als das männliche hat. —

Vierzehntes Kapitel.

Siegfried geht auf Abentheuer aus, und kommt nach langem Herumirren auf die Spur, die ihm mit Hülfe eines Zwerges den Weg nach dem Drachenstein zeigt. Er kämpft mit einem Riesen, der den Schlüssel dazu hat, und tödtet ihn.

Bald nach der Abreise des rußischen Grafen, den Siegfried einige Meilen weit begleitete, hatte letzterer einen merkwürdigen Traum, der ihn auf den Entschluß brachte, ohne

ohne långeren Verzug sich aufzumachen, und zu versuchen, ob es ihm gelingen möchte, die Prinzeßinn zu erlösen.

Es kam ihm nämlich, als er gegen Abend von der Begleitung des Grafen ermüdet zurückkehrete, und sich bald darauf zur Ruhe begab, im Schlafe vor, als stünde die schöne Florigunda, mit einem bleichen von Kummer entstelten Gesicht mit schweren Ketten beladen, vor seinem Bette, und winkte ihm, ihr an den Ort zu folgen, wo man ihr solche angelegt hätte, weil sie derselben auf keine andere Art los werden könnte. Als er ein Stück Weges mit ihr gegangen war, verschwand sie vor seinen Augen, und er ängstigte sich darüber, wie er nun ohne ihre Anführung den Weg finden sollte, auf welchem man zu ihrem Aufenthalt gelangen könnte; doch versuchte er es, ob er ihn finden könnte, und spürte ihren Fußtritten nach. Ueber diesen unruhigen Gedan-

danken erwachte er, und faßte gleich den Entschuß, ehe acht Tage vergiengen, seine abentheuerliche Reise, welche Florigundens Befreyung zur Hauptabsicht hatte, anzutreten.

Er erzählte seinen gehabten Traum dem Könige, und machte ihm zugleich seinen ernstlichen Entschluß und seine von dem Verhängniß verfügte Bestimmung bekannt, der Prinzeßinn Florigunda Befreyer zu werden. Und damit ihm dieses wahrscheinlich würde, gab er ihm von der Unterredung, die er letzthin im Tannenwäldchen mit der Fee wegen dieses Gegenstandes gepflogen hatte, nähere Rechenschaft.

Der König, der sich über Siegfrieds kühnes Unternehmen höchlich verwunderte, und dem sein Vorsatz nicht blos eine natürliche Folge seines ihm angebornen Edelmuths, sondern auch seiner unveränderlichen, herzlichen Neigung gegen Florigunden

zu seyn schien, umarmte ihn, und sagte: „Nun so ziehet hin, mein Sohn! Gott gebe euch zu eurem Vorhaben Glück, und sein heiliger Schutzengel begleite euch!“

Der König, der unsern **Siegfried** nun nicht mehr als einen Fremden betrachtete, sorgte dafür, daß er mit allen erforderlichen Bedürfnissen versehen wurde, und da alles zur Reise fertig war, schwang sich der Ritter auf das von dem Könige ihm geschenkte Pferd, und trat mit vergnügtem, sorgenfreyen Sinn seine Reise an.

Es war sonst an des König **Gilbalds** Hoflager gewöhnlich, daß, wenn einer von den jungen Rittern, die sich bey ihm in den Waffen geübt, und seinen Fechtschulen beygewohnet hatten, und sich etwas zu versuchen auf Abentheuer ausreisete, ihm vor seinem Abzuge ein köstlicher Abschiedsschmaus gegeben, und er alsdenn mit aller Feyerlichkeit von der sämmtlichen Ritterschaft sechs

Mei-

Meilen weit begleitet wurde. Siegfried aber verbat sich alle diese Ceremonien, und hatte ausser dem verborgenen Schutzgeist, der ihn unsichtbar umgab, niemand zum Begleiter, als sein Pferd und seinen getreuen Hund, den er nach dem Namen seines vorigen Besitzers, eines wohlbestallten und wohlgemästeten Dorfschulmeisters, welcher Pikasius hieß, und zu seinem Andenken Pikas nennte.

Kaum hatte Siegfried auf seiner Wallfahrt nach dem Drachenstein zwölf Meilen zurückgelegt, als ihm schon, indem er durch einen dicken Wald ritt, ein doppeltes Ebentheuer aufstieß, woran er seinen Muth und seine Kräfte wagen konnte. Es war ein großer Löwe mit zwey Köpfen, der auf ihn zueilete. Siegfried sprang geschwind, damit dieses Ungeheuer dem Pferde keinen Schaden zufügen möchte, von demselben herunter, hielt dasselbe mit der linken Hand beym Zügel, und mit der rechten spaltete er

auf einen Hieb dem grimmigen Löwen beyde Köpfe entzwey, daß er hinfiel, und sich in seinem Blute wälzte. Als dies geschehen war, hieng er den todten Löwen an einen Baum, welches er mit allen reissenden Thieren so machte, die er auf seiner Reise erlegte.

Als er einen Strich weiter geritten war, begegnete ihm ein anderer, ihm unbekannter Ritter, der, wie es schien, aus einer fernen Gegend herkam, und ihm ebenfalls zu Leibe wollte. „Halt, junger Lecker, rief dieser mit starker, brüllender Stimm unserm Helden entgegen, ob er gleich noch keine Miene machte, ihm auszuweichen, oder vor ihm zu fliehen; hier kommst du ohne Schwerdtstreich nicht davon, es sey denn, daß du gleich absitzest und dich mir zum Gefangenen ergiebst. Bist du aber trotzig, und denkst dich gegen mich zu wehren, so will ich bald mit dir umspringen, und dir das Lebenslicht ausblasen.“

Siegfried erwiederte, indem er zugleich sein Schwerdt zog, welches noch von dem Blute des Löwen gefärbt war; „Schnarcher *) du unterstehest dich, mich auf freyer, offner Straße anzugreifen, und meinst mich zu bezwingen; aber ich will dir bald zeigen, mit wem du es zu thun hast. „Der fremde Ritter war gewapnet, Siegfried aber nicht. Beyde geriethen heftig an einander; unser Held versetzte seinem Gegner, dessen Streichen er geschickt auswich, einen so gewaltigen Hieb, daß seine Waffenrüstung entzweysprang, und gleich darauf traf er ihn mit seinem Schwerdt in den Hals, daß er halbtodt vom Pferde zu Boden fiel.

Als der Ritter sich überwunden und wegen empfangener tödtlichen Wunden seinem

*) Schnarcher! so nannte man vorzeiten einen Prahler, dessen Herzhaftigkeit nur in Worten bestand, der im Grunde eine feige Memme war.

Ende nahe sahe, sammelte er seine noch übrigen Kräfte, und redete seinen Ueberwinder also an: „Sage mir, junger Mann! wer und von wannen du bist, denn ich hätte dir solche Tapferkeit und Stärke nicht zugetraut.“ Siegfried antwortete: „Ich bin ein Ritter, wie du, des König Sieghards Sohn aus Utopien; man nennt mich den gehörnten Siegfried, und der Zweck meiner Reise ist, eine königliche Prinzeßinn zu erlösen, die ein Drache an einem entlegenen Ort, welchen man den Drachenstein nennet, gefangen hält.

Hierauf redete der Ritter weiter: „Bist du der gehörnte Siegfried, König Sieghards Sohn? ich habe viel von dir gehört, und es freut mich, daß ich dir, ehe ich sterbe, noch einen Dienst erweisen kann, weil du mir dein Vorhaben entdeckt hast. Wisse, edler Ritter, daß du schon auf dem Wege nach dem Drachenstein bist; du hast aber

noch

noch viele Meilen zurückzulegen, und viele Gefahren zu überwinden, denen nicht leicht ein Sterblicher ohne Zauberkräfte gewachsen ist. Die Geschichte dessen, was sich mit der schönen Jungfrau zugetragen hat, ist mir bekannt; ich habe auch von einem gewissen Gerücht gehört, daß ein gewisser junger Ritter sie erlösen würde; aber ich halte solches schier für ein unmögliches Ding. Denn es wohnt, wenn du ein gutes Stück weiter hinkommst, beynahe am Ende des Waldes ein unbezwinglicher Riese, Wolf Löwenklau genannt. Dieser hat den Schlüssel zum Drachenstein; und nicht leicht wird es einem Ritter gelingen, ohne des Drachen Einwilligung ihm solchen aus den Händen zu winden.

Ich bin aus Sicilien bürtig, und auf Ebentheuer ausgereiset; auch habe ich deren manche hin und wieder bestanden, und manchem Rittersmann, der mir einen Strauß abgewinnen wollte, aus dem Sattel gehoben

bis ich endlich von ohngefähr in diesen Wald gerieth, wo ich dem nurgedachten Riesen in den Rachen lief, der mich überwand, und zu seinem Gefangenen machte: doch versprach er, mich wieder auf freyen Fuß zu stellen, wenn ich sechs Ritter besiegen und ihm unterwürfig machen würde. Bis jetzt hab ich deren aber nur zwey bezwungen, und ihm zugeführt. Ich wollte dir noch vielmehr zu deiner Nachricht sagen; aber ich merke, daß ich scheiden muß. Leb' also glücklich, edler Ritter, mache dir, wenn ich todt bin, meine Waffenrüstung zu Nutze, denn du wirst derselben gewiß bey deinen dreisten Unternehmungen benöthigt seyn." Als der Ritter dies gesagt hatte, verschied er.

Siegfried, dem des Ritters Tod sehr nahe gieng, (denn noch hatte er kein Menschenblut vergossen,) fand nicht weit von der Stätte, wo er ihn überwunden hatte, einen ausgetrockneten Graben; dahinein warf er

den

den erblaßten Leichnam, und bedeckte ihn mit Erde. Hierauf nahm er von des Ritters schwerer Waffenrüstung blos die Sturmhaube und den Schild, weil er das übrige aus Mattigkeit, denn er hatte seit zwey Tagen nichts gegessen, nicht fortzubringen vermochte, setzte sich wieder auf sein Pferd, und zog seine Straße, indem er über diese Begebenheiten, die so plötzlich aufeinander folgten, mancherley Betrachtungen anstellte, und aus diesen ersten, glücklichen Siegen viel Hofnung und Muth für die künftigen schöpfte.

Funfzehntes Kapitel.

Etwas von Begraben und verschiedenen Begräbnißarten; eine Note zu dem vorhergehenden Text, und eine Parenthese zur Erholung für diejenigen, die gern etwas verschnieben.

Daß der Ritter Siegfried sich die Mühe nahm, seinen überwundenen und verstorbenen Gegner zu begraben, dieses war für ihn nicht blos Gefälligkeit, sondern, nach damaliger Sitte, Pflicht und Gewissenssache. Denn in der alten heidnischen, jüdischen und christlichen Welt hielt man es für eine große Sünde, wodurch man die Gottheit erzürne und zur Verhängung böser Landplagen reize, einen Todten, wer er auch in seinem Leben gewesen seyn mochte, unbeerdigt liegen

zu lassen, oder vor einer unbegrabenen, am Wege liegenden Leiche vorbeyzugehen, ohne sie wenigstens mit etwas Erde oder Sand zu bedecken.

Noch heut zu Tage ist es bey uns Christen, wenigstens an vielen Orten gewöhnlich, wenn jemand, den man im Leben gekannt hat, mit oder ohne Schule begraben wird, bey seiner Beerdigung eine Hand voll Erde oder Sand in die offene Gruft auf den eingesenkten Sarg zu werfen, welches gemeiniglich so erklärt wird, als sey es der letzte Dienst, den man dem Verstorbenen erweise, obgleich der gemeine Mann mit diesem Gebrauch, der ursprünglich aus dem Heidenthum stammet, wie solches verschiedene bey den griechischen und römischen Dichtern vorkommende Stellen beweisen, viel abergläubige und unstatthafte Begriffe verbindet. So meint er z. B. durch diese paar Hände voll Erde, die er in das Grab seines im Leben ihm lieb

gewesenen Herrn Gevatters, oder seiner verstorbenen Frau Nachbarinn, mit der er sich, da sie noch im Leibe war, oft gezankt hat, hineinwirft, die Ruhe dieser Verstorbenen zu befördern, oder wohl gar sich vor einer baldigen Nachfolge auf diesem Wege alles Fleisches zu sichern.

Es ist bekannt, daß verschiedene heidnische Völker ihre Todten auf einem Scheiterhaufen verbrannten, und ihre Asche in irrdenen Töpfen oder Urnen aufbewahrten, die man nachher in die Erde grub. Im Grunde ists auch wohl einerley, auf welche Art, mit welchen Gebräuchen und Zeremonien die todten Leichname, *) die eine Pest für die menschliche Gesellschaft sind, aus derselben hin-

*) Todter Leichnam! Warum nicht Leichnam allein? Der Beysatz: todter, ist deswegen nicht unnöthig, weil Leichnam in unsrer alten, richtigen Sprache eigentlich Leib, Körper überhaupt bedeutet.

hinweggeschaft werden; einerley, ob die groben, irdischen Theile unsers materiellen Vehikels oder Madensacks in der Luft zerstieben, ob sie durch Feuer aufgelöset, oder durch die Sonnenhitze gebraten werden, oder in der Erde vermodern. Die Vernunft billigt alle diese Arten, die Todten wegzuschaffen, oder läßt sie wenigstens zu, obgleich die letzte Art, nämlich das Begraben und Verfaulen in der Erde, unter christlichen Völkern die gewöhnlichste, und, nach der gemeinen **Meinung**, die schriftmäßigste ist. Wir sagen: nach der gemeinen **Meinung**, weil der biblische Spruch: **Du bist Erde, und sollst wieder zur Erde werden** ꝛc. nicht gradezu die Nothwendigkeit des Begrabens oder Versenkens in der Erde beweiset, sondern auch so verstanden und ausgelegt werden kann: „der Urstoff deines thierischen Körpers ist aus groben, irdischen Theilen zusammengesetzt, und

wird

wird auch wieder, wenn die ihn bewegende Maschine stille steht, oder der ihm belebende Geist entflieht, in eben diese Theile aufgelöset werden.“ Hierdurch wird die **Art** der Auflösung noch gar nicht bestimmt, oder vorgeschrieben.

Auch begräbt man bey uns Christen viele Todten, sonderlich Vornehme und Reiche, die etwas ad pios usus vermacht, der Kirche oder ihren Dienern was geschenkt haben, in den Kirchgewölbern, welches man eigentlich beysetzen nennt. Dieses Beysetzen in Gewölbern hat viel Aehnlichkeit mit der Begräbnißart der alten Römer, die ihre Todten zum Theil in Katakomben, in unterirrdischen, gewölbten Hölen begruben, obgleich auch unter ihnen das Verbrennen der todten Leichname Mode war: dieses nannten sie cremare. Bey Gelegenheit dieser christlichen Gewohnheit, Leute, die es bezahlen können, wenn sie mit Tode abgehen, in Gewölbern

bey-

beyzusetzen, wollen wir eine Anekdote von einer ehrbaren Matrone mittheilen, die über diesen Punkt ein sehr zartes und enges Gewissen hatte.

Diese Frau, bürgerlichen Standes, aber großen Vermögens, hatte in der Hauptkirche zu B** ein Erbbegräbniß, oder ein Kirchengewölbe, worinn die Leichen ihrer Vorfahren und Anverwandten beygesetzt waren, und wohin sie nach ihrem Ableben auch kommen sollte. Als sie krank wurde, und ihr Ende nahe fühlte, lies sie ihren Beichtvater kommen, mit der Anzeige: sie habe Gewissensskrupel. Diese Gewissensskrupel bestanden darinne; sie wollte zwar gern, weil sie in ihrem Leben die Pracht und alles, was zum vornehmen Wesen gehört, liebte, in dem Gewölbe, welches sie von ihren Voraltern ererbt hatte, begraben seyn; weil aber in der Schrift stünde: (sie war eine affektirte Heilige) **du bist Erde und sollst zur Erde**

de werden, so mache sie sich aus der Beysetzung im Gewölbe ein Gewissen, und sollte nach ihrer Christenpflicht sich draussen auf dem Gottesacker ihr Ruhestättlein erkiesen; gleichwohl möchte sie gern bey ihrem lieben seligen Mann, bey ihren Aeltern und Kindern schlafen, die ihr sämmtlich in den Himmel, wohin sie auch zu kommen hoffe, vorangegangen wären: — sie müsse gestehen, es liege ihr beydes hart an, wie dem Apostel Paulus sein Hierbleiben oder Daheimseyn bey dem Herrn. —

Der Beichtvater, der ein vernünftiger, aufgeklärter Mann war, ob er gleich Leute, die mit Vorurtheilen behaftet waren, zu schonen wußte, wenn er sie nicht bessern konnte, benahm ihr diesen Gewissenszweifel durch die oben angeführte Erklärung der biblischen Stelle: **Du bist Erde** ꝛc. worüber er sich denn, um der Patientinn verständlich zu werden, etwas ausbreitete. „Ueberhaupt, setzte

te er hinzu, sey es weder nöthig noch christlich, sich um das, was nach unserm Absterben mit unserm verblichenen Körper vorgehen wird, so ängstlich zu bekümmern; ein Christ müsse vielmehr, wenn er sich seinem Ende nahe, hauptsächlich darum bekümmert seyn, daß seine Seele, wenn sie vom Leibe geschieden ist, einen guten Ort und Aufenthalt finde, und daß es ihr in der Ewigkeit wohl gehe. Für unsre ehrliche und anständige Beerdigung würden die hinterbleibenden Unsrigen nach ihrer Pflicht und zu ihrer eigenen Ehre schon sorgen; uns könne es völlig gleichgültig seyn, ob unser Leichnam ins Gewölbe käme, oder in die Gruft *) versenkt wür-

*) Gruft und Grab ist nicht ganz einerley, wenn man gleich beyde Wörter gemeiniglich mit einander verwechselt. Grab, welches auf lateinisch tumulus, und französisch tombeau oder auch tombe heißt, ist ein aufgehäufter Klumpen Erde, unter welchem ein

würde, denn Gottes Absicht wache überall über unsern Staub, und werde ihn schon zu seiner Zeit wieder beleben.“

Durch diesen Vortrag des Predigers beruhigte sich die Matrone, drückte ihm für seinen Zuspruch einen harten Joachimsthaler *) in

ein todter Körper verscharrt liegt. An vielen Orten pflegt man diese zugespitzten Erdhaufen oder Todtenhügel mit grünen Rasen zu bedecken, weil diese Erhöhungen, die der Todtengräber macht, von den Vorübergehenden leicht ausgetreten werden. Gruft hingegen, lat. fossa, franz. fosse, ist ein vom Todtengräber gemachtes, tiefes Loch in der Erde, wohinein die todten Körper versenkt, und mit der ausgeworfenen Erde bedeckt werden, bis die Gruft oder die Oefnung verschlossen ist. Dieses Wort kömmt unstreitig von Grube her.

*) Joachimsthaler war vorzeiten eine sächsische Münze, welche der Churfürst Joachim schlagen ließ, einen Thaler und acht Groschen am Werth, oder ein sogenannter Species-

in die Hand, bestellte ihr Haus, und verschied. Der Prediger, ihr gewesener Beichtvater hielt ihr (dies hatte sie sich von ihm ausgebeten) vierzehn Tage nach dem Begräbniß

eine

ciesthaler. Ein gewisser Oberdiakonus in H** predigte einst von der Wohlthätigkeit gegen die Armen, ihrem Brauch und Mißbrauch, und erzählte unter andern bey diesem Anlasse vom D. Luther folgende Anekdote:

„Dem D. Luther, christlöblichen Andenkens, begegnete einst ein armer Handwerkspursche, und sprach ihn um ein Allmosen an. Luther sagte, wie es sich denn also verhielt; er habe kein klein Geld bey sich, und hieß den Handwerkspurschen mit Gott seine Straße ziehen. Ehe dieser aber fürbaß gieng, besann sich der ehrliche Luther, und dachte bey sich selbst: dein Churfürst thut dir so viel Gutes; er hat dir erst neulich einen schönen, neuen Priesterrock geschenkt,

„und

eine Gedächtnißpredigt, worinn er von einigen unchristlichen Vorurtheilen in Ansehung des Begräbnisses handelte. Er sagte bey dieser Gelegenheit auch über das Begraben der Leichen in der Kirche dreist seine Meinung, welches allerdings der Gesundheit der Kirchgänger schadet, und daher überall abgeschaft werden sollte.

Es ist wirklich eine abgeschmackte Gewohnheit, todte Körper lange liegen zu lassen, und sie gar einen oder auch mehrere Tage zur Schau auszustellen, als wenn an einem

„und du solltest diesem armen Schelm nicht „ein Allmosen reichen? Er griff hierauf in „die Tasche, fand darinn einen blanken Jo„achimsthaler, und sprach: Komm heraus, „Junker Joachim! worauf er dieses Geld„stück dem armen Handwerkspurschen ver„ehrte, der darüber, weil er lange so viel „Geld nicht beysammen gehabt hatte, vor „Freuden und Verwunderung ausser sich „war.“

einem verblichenen Leichnam etwas sonderliches zu sehen wäre. Eben so abgeschmackt ist es, großen Aufwand bey der Beerdigung eines Todten zu machen, ihm Sterbekleider von den kostbarsten Zeuge anzulegen; und keine Art der Verschwendung ist wohl übler angebracht, als diese.

Man sollte, was die geschwinde Beerdigung der Verstorbenen betrift, dem Beyspiele der Juden folgen, wenn diese gleich in ihrem sonstigen Verhalten bey dem Absterben eines ihrer nahen Anverwandten eben nicht nachahmungswürdig sind. Sie eilen, sobald einer von ihrer Nation gestorben ist, nachdem sie ihn auf ein Bret gelegt haben, mit ihm auf den Gottesacker, und bestatten ihn, ohne viele Umstände und Zeremonien, zur Erde. Ausserdem aber machen sie, wenn ein Jude mit Tode abgegangen ist, allerley wunderliche Geberden. Sie heulen und schreyen viele Tage lang, setzen dem Verstor-

benen auch wohl etwas zu essen vor, und fragen ihn: warum er denn nicht bey ihnen bleiben wolle, was sie ihm denn zu Leide gethan hätten, daß er gestorben wäre, und was des närrischen, unsinnigen Zeuges mehr ist. Auch brennen sie, wenn einer todt ist, zu seinem Andenken vier Wochen lang ein Lämpchen, ein sogenanntes Nschammerlicht in ihrer Wohnstube, vielleicht, um des verstorbenen Ruhe im Grabe durch diese Zeremonie zu befördern.

Hat eine Judenfrau ihren Mann verlohren, so ist des Wehklagens und Jammergeschreys, wenn sie seiner gleich gern los ist, kein Ende. Oft pflegt sie vor großer Herzenstraurigkeit, und, um ihre unwandelbare Treue gegen den Verstorbenen zu beweisen, einen Riß in ihr Kleid zu thun, und, wenn dies geschehen ist, darf sie nicht wieder heirathen, sondern muß lebenslang Wittwe bleiben, so sehr sie auch nachher, wenn das Trau-

er-und

er=und Jammerstündlein vorüber ist, dieser Schritt gereuen mag.

Um dieses Reissen und feyerliche Verzichtthun auf den lieben, heiligen Ehestand zu verhindern, und eine rasche, junge Wittwe die schon gekosteten Freuden desselben fernerhin geniessen zu lassen, pflegen gemeiniglich ihre nächsten Anverwandten herbeyzukommen, und ihr beweglich zuzurufen: **Reiß nit, reiß nit, liebe Schwester, Base, u. s. w.** wodurch denn die Leidtragende oft auf andere Gedanken gebracht wird.

Gegen das lange und kostbare Trauern um die Verstorbenen durch Anlegung schwarzer Trauerkleider liesse sich auch manches einwenden; denn es ist immer ein unnützer Aufwand, wodurch viele, welche die Mode gern mitmachen wollen, in Verlegenheit gerathen. Die beste Trauer, wodurch man das Andenken eines von uns in andere, bessere Welten, und in einen höheren Wirkunskreis hinüber-

gegangenen Freundes ehren kann, ist das Trauern in unserm Herzen. —

Sechzehntes Kapitel.

Siegfried nähert sich allmählich dem Drachenstein, und geräth mit dem fürchterlichen Riesen, Wolf Löwenklau genannt, der ihn zu zerschmettern droht, ins Handgemenge.

Siegfried muste auf seiner Reise nach dem Drachenstein, dem er nun immer näher kam, viel Hunger und Durst ausstehen, denn es vergiengen oft zwey Tage, ehe er etwas zu essen bekam, weil ihn sein Weg größtentheils durch dicke Wälder und wüste Gegenden führte wo kein Gastwirth wohnte, der ihn mit Speise und Trank hätte versorgen können, wo auch nicht, wie im Rosenthal bey Leipzig

zig, eine Zuckerbeckerbude mit allerley Naschwaaren und köstlichen Getränken aufgeschlagen war, in welcher er, in Gesellschaft vieler artigen jungen Herrn und Damen, hätte zu seiner Erquickung Gefrornes, oder eine Tasse Chokolade, oder auch Limonade für sein baares Geld geniessen können. Er wußte sich aber in diese unangenehme Lebensart zu finden, und es gehörte mit zu den Erforderniſſen seines Ritterstandes, daß er auf diese Art abgehärtet, und in geduldiger Ertragung menschlicher Beschwerden geübt werden muste.

Auch kam er, so lange die Zeit seiner Wallfahrt nach dem Drachenstein dauerte, fast gar nicht ins Bette, sondern muste des Nachts entweder auf einem Stein, oder auf Gras und Stroh schlafen. Einst ruhete er, da er ganz ermüdet an das Ende eines Dickichts kam, der auf eine Ebene führte, auf einem großen und breiten Stein seine mat-

ten Glieder aus, und ließ auch sein Pferd neben sich ausruhen. Hier schlief er, unbesorgt wegen nächtlicher Beunruhigung, ein, und gegen Morgen fieng er an zu träumen. In diesem Traum erschien ihm die Fee, und verkündigte ihm: „er habe nun bald, weil er „sich des ungeheuern Riesen und Menschen„fressers Wohnung näherte, den schwersten „Strauß zu überwinden; er sollte sich nur „tapfer halten, und von dem Riesen nicht „überlisten lassen; wenn er mit diesem fer„tig wäre, sey noch der Drache zu besiegen „übrig. Zu diesem Kampf und Sieg, der „vor menschlichen Augen ein unmögliches „Ding wäre, wolle sie ihn selbst mit neuer „Stärke waffnen, und ihm die endliche Be„freyung der schönen Jungfrau, die ihr ver„borgenes Kleinod bis jetzt, der Zudring„lichkeiten des Drachen ohngeachtet, unver„letzt erhalten, und für ihn aufgehoben hät„te, erleichtern helfen. Er möchte also frisch

„dran

„dran gehen, sich nichts irren oder abschrecken „lassen, sondern seines Sieges gewiß und „ohne Sorge seyn."

Dieser Traum und die darinn ihm ertheilte fröliche Nachricht war für unsern Ritter ein wirkliches Labsal, wodurch seine Seele erheitert, und selbst seine körperliche Maschine dergestalt angefrischt wurde, daß er mit schnellen Schritten der Erreichung seines Endzwecks entgegeneilte, und darüber Essen und Trinken vergaß. —

Als er nun muthig seinen Weg verfolgte, begegnete ihm ein Zwergkönig, auf einem schwarzen Pferde reitend, mit einem Gefolge von tausend wohlgeputzten und gewapneten Zwergen. Dieser König, Egwald genannt, trug eine schöne goldene Krone auf dem Haupt, und hatte seine Gallakleider an, weil er an einem fremden Hofe einen Besuch abstatten wollte. Der Zwergkönig grüßte unsern Ritter freundlich, ließ

sich mit ihm in ein Gespräch ein, bezeugte ihm, da er seinen Namen hörte, seine Hochachtung, denn Siegfrieds Name war auch unter den Zwergen berühmt, und es boten sich sämmtliche Zwerge, die er bey sich hatte, zu seinen Diensten an.

König Egwald äusserte gegen unsern Ritter seine große Verwunderung, und fragte ihn, wie es doch zugienge, daß er an diesen gefährlichen Ort gekommen wäre, denn er befände sich nahe an der Riesenwohnung und auch nicht mehr weit vom Drachenstein. „Das ist mir lieb," sagte Siegfried, und freute sich, dem Ziel seiner Reise und der Ausführung seines Vorhabens so nahe zu seyn. Siegfried bat den König Egwald, er möchte ihm doch den Weg nach dem Drachenstein zeigen, über welches Ansinnen dieser sehr erschrack. „Du verlangst ein Hartes von mir, sagte Egwald, denn es wohnt auf diesem Drachenstein ein schreck-

licher

licher Drache, welcher eine schöne Jungfrau, eines Königs Tochter, Namens Florigunda, gefangen hält, die kein Mensch aus des Drachen Gewalt zu erlösen vermag, und warlich! wenn du dem Ungeheuer zu nahe kommst, so bist du ein Kind des Todes, ich sorge und zittere für dein Leben." „Es ist meine Absicht, und mein Beruf, sprach Siegfried, die schöne Jungfrau zu erlösen, und wenn auch mehr, als ein Drache, so fürchterlich die immer seyn mögen, sie in ihrer Gewalt haben sollten." Als der König Egwald vernahm, daß der Ritter seinen Vorsatz, auf den Drachenstein zu gehen, und dem Drachen seinen Raub zu entreissen, nicht aufgeben wollte, bat er ihn, er möchte ihm erlauben, seine Straße zu ziehen. Siegfried aber steckte sein Schwerd in die Erde, und schwur drey Eide, er wolle nicht von dannen weichen, er habe denn zuvor die Prinzeßinn in Freyheit gesetzt, und er liesse ihn nicht

ziehen,

ziehen, bevor er ihm den Weg nach dem gefährlichen Orte gezeigt hätte. Egwald erwiederte: „und wenn du gleich zehn Eide schwörest, so ist doch alles in den Wind geschworen, und du erreichst dennoch deinen Endzweck nicht: denn solches Unternehmen ist keines Menschen Werk; dein Leben ist schon jetzt in Gefahr: wenn ich dir rathen soll, so fliehe, so weit du kannst.“

Ueber diese Worte ward der Ritter zornig, und sagte: „meinst du, König der Mißgeburten, daß ich eine feige Memme sey? Verlohren bist du mit deinem ganzen Gefolge, wofern du mich noch länger aufhältst.“

Als Siegfried merkte, daß der Zwerg aus Furcht vor seinen Drohungen und vor seinen vorhabenden Ebentheuern die Flucht ergreifen wollte, ergriff er ihn voller Unwillen beym Schopf, und warf ihn wider eine steinerne Wand, daß seine schöne Krone in viele Stücken zerfiel. Doch nahm er weiter

keinen

keinen sonderlichen Schaden. Egwald sahe nun wohl, daß mit diesem Ritter nicht zu scherzen sey; er gab ihm daher gute Worte, und versprach, ihm in allem, was er von ihm verlangen möchte, zu Willen zu seyn.

„Ich will, sprach Siegfried zum Zwerge, daß du mir stracks, ohne Zeitverlust und ferneres Bedenken, den Weg zum Drachenstein zeigest.“ „So höre mich denn, kühner Ritter, antwortete Egwald, weil „du auf deinen Vorsatz beharrest: es wohnt „hier bey uns ein Riese von ganz ungeheurer „Größe, dessen liebste Kost Menschenfleisch „und dessen köstlichster Trank Menschenblut „ist; man nennt ihn Wolf Löwenklau: „Diesen gehört die ganze umliegende Gegend, „und er ist ein Herr über zwey tausend Mann, „die ihm alle zu Gebote stehen, und schon „vor seinem Wink erzittern. Ihm gehört „auch der Drachenstein; denn der Drache

„muß

„muß ihm jährlich Zins geben, und ihm ei-
„ne gewisse Anzahl von Menschen und Thie-
„ren zu seiner Nahrung liefern; auch hat der
„Riese den Schlüssel zum Drachenstein.“

Hierauf wies das kleine Männchen un-
serm Ritter den Weg zu einem hohen Ber-
ge, wo der Riese wohnte, und blieb, indeß
er hingieng, den Riesen herauszufordern,
mit seinen Leuten in einer Entfernung hal-
ten, Egwald beklagte in seinem Herzen
den Ritter, weil er seinen Tod, sobald ihn der
Riese ansichtig würde, für gewiß hielt.

Siegfried langte glücklich in der mit vie-
len Bäumen gleichsam umschanzten Wohnung
des Riesen an. Zwey große Hunde kamen
ihm entgegen, als wenn sie ihn fressen woll-
ten; sie thaten ihm aber nichts, sondern lies-
sen ihn gehen. Durch einen langen Gang ge-
langte er endlich an das Wohnzimmer des
Riesen, über dessen Thür mit großen Buch-
staben angeschrieben war: „Niemand wage

es,

„es, bey unvermeidlichem Verlust seines Le-
„bens, ohne erhaltene Erlaubniß sich dieser
„Thür zu nähern, oder ihre Pfoste zu berühren.

Siegfried kehrte sich aber an diese stolze Nachricht und Warnung nicht. Er klopfte dreist an die eiserne Thür, und hieß den Riesen zu ihm herausgehen. Der Riese, ganz erstaunt über diese Verwegenheit, ergriff alsbald seine eiserne Stange, und sprang ganz zornig und wüthend zur Thür hinaus. Da er nun den unternehmenden Jüngling sahe, der es wagte, ihn herauszufordern, sprach er:
„Welcher höllische Geist hat dich hieher ge-
„bracht, du Ausbund unter allen Verwege-
„nen! denke nicht, daß du lebendig wieder
„hier wegkommen wirst; aber sage mir, was
„ist dein Begehren?“

Siegfried antwortete: „Es sind nun
„schon vier Jahre verstrichen, daß du die
„schöne Prinzeßinn Florigunda, König
„Gilbalds Tochter, auf dem Drachenstein,

„dem

„dem abscheulichen Drachen zum Gefallen,
„so elendiglich verschlossen hast; darum ist
„mein Begehren, daß du mir die Jungfrau
„unverzüglich herausgebest.“

Als der Riese diese Worte vernahm, ward er noch zorniger, ergriff seine eiserne Stange, und schlug damit so heftig auf den Ritter los, daß man hätte meinen sollen, er wäre durch diesen Schlag zerschmettert worden; denn die Aeste von den Bäumen flogen von der Erschütterung dieses Schlages umher, und die Stange fuhr halb in die Erde. Siegfried aber wich dem Schlage glücklich aus, und er schadete ihm nichts. Indeß der Riese den ungeheuern Schlag wiederholte, und die Stange fallen ließ, ergriff Siegfried, der sich diesen günstigen Augenblick zu Nutze machte, sein Schwerdt, und brachte demselben eine so tiefe Wunde bey, daß das Blut haufenweise von seinem Körper herunterfloß. Dessen ohngeachtet wiederholte der Menschenfresser seine

Schläge auf den jungen Helden, der ihnen aber durch geschickte Wendungen zu entgehen wußte, und ihm eine zweyte Wunde schlug, wovon er schier zur Erde sank.

Der Riese, dem dergleichen Gefechte mit einem solchen milchbärtigen Jungling noch nicht zu Handen gestoßen war, weil sich alles vor ihm fürchtete und demüthigte, gieng, vor Wuth schäumend in sein Zimmer, verband sich seine Wunden, und goß einen köstlichen Balsam darein, legte auch eine ganz neue Waffenrüstung an, mit welcher er sich getraue- te, ganzen Heeren sich zu widersetzen. Er trug unter andern einen vergoldeten, mit Drachen- blut abgehärteten Harnisch; einen Helm, der ausserordentlich stark und künstlich gearbeitet war; ein Schild von gutem Stahl, eines Schuhes dicke, und eine andere Stange, als die vorige. Diese war an allen Ecken so scharf, daß er damit ein Wagenrad, so stark es auch mit Eisen beschlagen seyn mochte, auf einen

Schlag entzwey schlagen konnte. Auch hatte er ein großes, nach seiner Leibeslänge und Stärke zugerichtetes Schwerdt an seiner Seite, womit er schon manchen herzhaften Rittern, die es wagten, sich ihm zu widersetzen, die Köpfe gespaltet hatte. So gewapnet gieng er wieder ganz grimmig auf den jungen Siegfried los, der ihm kühnlich trozte, und gedachte dem jungen Lecker, wie er ihn nannte, auf einmal das Garaus zu machen.

„Nun Knabe! sprach er, indem er gegen den Ritter anrückte, der ihn schon mit gezogenen Schwerdt erwartete, nun will ich dich lehren, einem Mann, wie ich bin, Troz zu bieten; ich wette, daß dir das Lüstchen nach dem Weibervolke bald vergehen soll.“ Hierauf schlugen sie so heftig und wüthend auf einander los, daß das Feuer aus beyder Waffenrüstung hervorsprang, und von dem Geklirre ihrer Waffen die ganze Gegend ertönte.

Endlich, da Siegfried merkte, daß der

Riese

Riese von dem vielen Blut, welches aus seinen Wunden floß, schon allmählich zu wanken und zu sinken anfieng, schwang er sich auf sein Pferd, und streckte das Ungeheuer völlig zu Boden. Nachdem nun der Riese sechzehn tiefe Wunden empfangen hatte, und sich ganz entkräftet fühlte, muste er sich seinem Ueberwinder ergeben, und er fieng an um sein Leben zu bitten. Er versprach ihm, wofern er ihm das Leben liesse, nicht allein seine ganze an sich tragende Rüstung, sondern auch sich selbst zum Eigenthum und Gefangenen. Dies war aber eine List, womit er ihn fällen wollte und wofür ihn die Fee, als sie ihm im Traum erschien, gewarnt hatte. Siegfried sprach: „Deine Bitte sey dir gewähret, jedoch unter der Bedingung, daß du mir den Schlüssel zum Drachenstein auslieferst, und die Prinzeßinn von ihrer Marter erlösen hilfst.“

Dieses versprach er mit greulichen Flüchen und Schwüren, indem er sich unter vielen

Schmerzen von der Erde erhob, hatte aber wenig Lust, sein Versprechen zu halten, denn er gedachte den Ritter zu betrügen und aus dem Wege zu räumen, sobald er sich nur einigermaßen erholt hätte. Siegfried ließ sich von dem Riesen einen förmlichen, theuern Eid schwören, daß er mit zur Befreyung der Jungfrau helfen wollte, worauf er ihm seine Wunden verband, und ganz freundschaftlich mit ihm umgieng.

„Dieser Wunden und Schmerzen, sprach „er, hättest du können überhoben seyn, wenn „du dich gleich meinem Willen gefügt, und „mein unschuldiges, rechtmäßiges Be„gehren erfüllt hättest; aber du kanntest mich „noch nicht. Nun gehe mit mir, und zeige mir „den Weg zum Drachenstein, denn mir wird „Zeit und Weile lang, ehe ich dahin komme.

Der Riese gieng also mit dem Ritter, um ihm den Weg zu zeigen. Er führte ihn in ein finsteres Thal, bey welchem ein schnelles Was-

ser

ser vorbeyfloß, wodurch zwischen dem Gebirge und dem Drachenstein ein gräßliches Geheul und unangenehmer Wiederschall verursacht wurde. Da sie nun mit einander giengen, und Siegfried nichts Böses besorgte, sondern mit dem sehnlichsten Verlangen des Anblicks seiner schönen Florigunda und ihres Entführers gewärtig war, blieb der Riese unter dem Vorwande, ein natürliches Bedürfniß zu befriedigen, ein wenig zurück, schlich sich hierauf von hinten zu, und versetzte dem Ritter mit der geballten Faust einen so heftigen Schlag an den Kopf, daß er davon zur Erde sank, und ihm das Blut aus dem Munde und aus der Nase floß. Er fiel davon in eine Ohnmacht, und hätte gewiß hier sein Leben lassen müssen, wofern nicht der Zwergkönig Egwald plötzlich zu seinem Beystande erschienen wäre, und ihn mittelst einer ihm aufgehängten Nebelkappe vor den Augen des Riesen verborgen hätte.

Dieser Zwergkönig hatte sich, weil er die Kunst besaß, sich unsichtbar zu machen, immer in der Nähe gehalten, und auch den Kampf des Ritters mit dem Riesen beobachtet, der ihn ganz in Erstaunen setzte. Der Riese war über Siegfrieds plötzliches Verschwinden ganz toll und rasend, und er glaubte, daß ihn irgend ein böser Geist hinweggeführt hätte.

Der Ritter, der mit seinem Schilde bedeckt, auf der Erde lag, wurde von dem Zwerge aufgerichtet; er setzte sich neben ihm, und bemühete sich, ihm das häufig hervorquellende Blut zu stillen, für welchen Liebesdienst der ihm ganz unerwartet kam, er dem Zwergen den verbindlichsten Dank sagte.

Egwald rieth ihm, er möchte sich dieser Nebelkappe bedienen, um mit ihrer Hülfe glücklich und unbeschädigt aus dieser fürchterlichen Gegend und aus den Händen des menschlichen Löwen, der ihm nachstellte, zu entkommen; Siegfried kehrte sich aber an dieses Zureden

nicht, warf die Nebelkappe von sich, gieng muthig auf den Riesen los, und schlug denselben aufs neue, weil er so verrätherisch an ihm gehandelt und seinen theuer beschwornen Eid gebrochen hatte, einige tiefe Wunden.

Da fieng der Riese heftig an zu schreyen, und bat um sein Leben. „So nimm denn, du Elender! sprach Siegfried, den Schlüssel zum Drachenstein in die Hand, uud gehe voran; ich will dir folgen. Wirst du dich aber im geringsten rühren, so will ich dir bald den Kopf vor die Füße legen.“

Da nun der Riese sahe, daß es dem Ritter ein Ernst war, nahm er den Schlüssel, gieng voran, und schloß die Thür zum Drachenstein auf, welche tief unter der Erde verborgen und verschlossen war.

Als der Riese die Thür aufgeschlossen hatte, sprach Siegfried zu ihm, indem er den Schlüssel zu sich steckte: „nun, mache fort, du „treuloser Bösewicht, und zeige mir, wo ich

„die Jungfrau antreffe, oder ich will dir deine
„an mir bewiesene Untreue auf den Kopf ver=
„gelten.“

Indem sie nun beyde den ungeheuern Stein hinuntergiengen, wurden sie sehr müde, vornämlich aber der Riese, den seine Wunden abmatteten; er hätte sich gern ausgeruhet, aber Siegfried ließ ihn nicht dazukommen, sondern trieb ihn fort. Endlich kamen sie an eine steinerne Wand, worinn verschiedene Thüren und Eingänge waren. Unter andern befand sich darinn eine nur halb verschlossene Oefnung. Siegfried wurde neugierig, zu wissen, was in dieser Oefnung enthalten wäre, und fragte den Riesen darum. „Mache nur auf, sprach dieser, so wirst du darinn eine herrliche Klinge finden, die der größte Meister gemacht hat. Wer diese Klinge hat, und solche wohl zu regieren weiß, denn sie ist fast schwer, der kann den Drachen leichlich überwinden.“

Indem Siegfried begierig nach dem

Schwerdte griff, welches in dieser Oefnung verwahrt wurde, und sich etwas bückte, schlug ihm das Ungeheuer abermals von hinten eine so tiefe Wunde, daß er anfieng zu taumeln; er faßte sich aber gleich, und versetzte dem Treulosen mit dem gefundenen Schwerdt einen so gewaltigen Hieb quer über das Gesicht, daß er, schier seiner Sinnen beraubt, zu Boden fiel. Ob der gefällte Riese nun gleich mit schwacher Stimme immer um sein Leben bat, so kehrte sich doch der Ritter nicht daran, sondern gab ihm noch einige Streiche, und warf ihn darauf den Drachenstein hinunter, daß sein Riesenkörper zerschmettert wurde, und sein rauchendes Gehirn weit umherspritzte.

Nach dieser verrichteten Heldenthat bekam er auf einmal die schöne Prinzeßinn Florigunda zu sehen, die, weil der Drache abwesend war, aus einem Seitenzimmer hervorgieng, um frische Luft zu schöpfen. Siegfried war vor Freuden ausser sich, als er den theu-

ern Gegenstand seiner zärtlichen Neigung und seiner bisherigen sauern Arbeiten gewahr wurde, und die Prinzeßinn war über den unvermutheten Anblick des edlen Ritters nicht weniger gerührt, denn sie erinnerte sich, ihn oft bey ihrem Vater gesehen zu haben. Beyde theilten sich einander ihre frohen, freundschaftlichen Empfindungen in den lebhaftesten Ausdrücken mit, welche die Natur schaft, und die Liebe heiligt; beyde konnten sich nicht sobald von ihrem ersten Erstaunen erholen; da war des Fragens und Verwunderns kein Ende. —

Florigunda führte den Ritter gleich in ihr Zimmer, rief die ihr zugeordneten Bedienten herbey, denn der Drache hielt sie, wie es ihrem Stande zukam, und ließ gleich ein köstliches Mahl anrichten, daß er seinen abgematteten Leib stärken und erquicken könnte. Es wurde nicht allein eine hinlängliche Anzahl von auserlesenen Gerichten, sondern auch ein herrlicher Wein auf den Tisch gebracht, durch

deren

deren Genuß sich Siegfried ganz neu gestärkt und belebt fühlte.

Nachdem Siegfried der Prinzeßinn vor allen Dingen von dem Befinden ihrer Aeltern, und von dem, was sich seit ihrer räthselhaften Entfernung bey Hofe zugetragen hatte, Nachricht ertheilt, erzählte er ihr seine bisherigen Schicksale und Ebentheuer, und was er zu ihrer Errettung aus des Drachen Gewalt bisher gethan und erduldet hatte.

Als Florigunda das Vorhaben des Ritters, ihr Befreyer aus den Händen des Drachen zu werden, vernahm, legte sie ihr Erstaunen darüber an den Tag, und sprach: „ich kann, mein theurer, edler Ritter, meine grosse Verwunderung über euer so dreistes und herzhaftes Unternehmen, dergleichen wohl noch nie einem jungen Manne, wie ihr, in dem Sinn gekommen ist, nicht bergen; es erfordert meine schuldigste Dankbarkeit; aber ich erzittere, wenn ich an die augenscheinliche Gefahr

fahr eures kühnen Vornehmens gedenke. Denn mit dem Drachen zu streiten, und ihm etwas abzugewinnen, will gewiß viel sagen.“

Siegfried erwiederte: „Nur Geduld schöne Florigunda! hab ich das erste Ungeheuer, den gewaltigen Riesen erlegt, und ihn mit vielen Wunden getödtet, so werd ich auch über das zweyte, über euern niederträchtigen Entführer Herr werden, und ihn aus dem Wege schaffen. Denn ich muß euch sagen, daß mir von einer höhern Macht Befugniß und Stärke gegeben ist, alle Ungeheuer, die sich eurer Befreyung und euerm Glück widersetzen, zu besiegen; und selbst mein Leben dran zu wagen, daß ihr wieder frey athmen, und nach euerm Gefallen handeln möget, ist mir eine Kleinigkeit.“

„Nun so gebe euch der Himmel Glück und Sieg,“ sagte die Prinzeßinn, indem sie ihm einen huldreichen, erkenntlichkeitsvollen Blick zuwarf, und schenkte ihm ein Gläschen

Wein nach dem andern ein, der ihm desto glätter eingieng, und desto lieblicher schmeckte, da er ihn aus ihren schönen Händen empfieng. — Männliche und weibliche Bedienten waren bey diesem frölichen Mahl, welches auf Kosten des Drachen und in seiner Abwesenheit gehalten wurde, geschäftig; wetteifernd bedienten sie unsern Helden, und waren um ihn her, als ob es sie geahndet hättet, daß sie in ihm auch ihren Erretter aus einer langwierigen Gefangenschaft erblickten. Sie merkten es bald, daß er sich der schönen Jungfrau wegen an diesen Ort gewagt hätte, und wurden ihm desto gewogener, denn sie waren ihr gänzlich ergeben, verschaften ihr heimlich, ohne des Drachen Vorwissen, manche Vortheile und Bequemlichkeiten, und hätten für sie ihr Leben gelassen. Insonderheit gewahrte *) Siegfried unter den männlichen Bedienten, welche

*) gewahren ist altdeutsch, für: gewahr werden.

che das Essen aufsetzten und wegtrugen, einen feinen gewandten *) und muntern Purschen, der aus Welschland bürtig war, und sich Grisaldo nannte. „Dieser junge Gesell, sprach Siegfried zur Prinzeßinn, der den Leuten so dreist unter die Augen sieht, und so viel Gutes in seinem Gesicht hat, soll, wenn ich mit dem Drachen fertig bin, bey unsrer Heimreise unser Begleiter seyn.“ Was meinst du dazu, **Grisaldo!** so redete Siegfried den Jüngling an; hast du Lust, wenn mir mein Vorhaben gelingt, mit uns zu ziehen? „Herzlich gern,“ antwortete dieser, indem er sich höflich verneigte, und leerte zur Bestätigung dieses Engagements einen Römer Wein aus, welchen der Ritter ihm darreichte. Als er getrunken hatte, nahm er sich die Frey-

*) Gewandt; so nannten die alten Deutschen einen klugen und verschlagenen Menschen, der gute, witzige Einfälle hatte, und sich in viele Fächer zu schicken wußte.

Freyheit, sich zu erkundigen, wozu er ihn, wenn er mit ihm heimzöge, brauchen wollte. „Darf ich fragen, sagte er, in welcher Qualität Ew. ritterliche Herrlichkeit mich mitnehmen wollen? Denn hier bin ich bey der Prinzeßinn Leibpage, und bey unserm Hausherrn, dem Drachen, geheimer Rath.“ So, so! erwiederte Siegfried, Leibpage und geheimer Rath zugleich! *) Nun, das wird sich schon finden, was du bey mir werden und vorstellen sollst, wenn ich deine Fähigkeiten werde geprüft ha-

*) Das ist freylich eine sonderbare Verbindung einer hohen und niedrigen Stelle. Beysammen und in einer Person vereinigt, trift man diese Bedienungen selten an; aber das ist nichts neues und ungewöhnliches, worüber man sich wundern dürfte, daß aus einem herrschaftlichen Bedienten und Nachtreter ein Geheimerrath oder gar Staatsrath wird, wie es denn nicht ohne Beyspiel ist, daß aus einem Bedienten auch ein geistlicher Nachtreter, ein wohlsalarirter, wohlgefütterter Küster in großen Städten, und aus diesem, wenn er nur Geld hat, ein wirklicher Pastor werden kann.

haben; denn man kauft kein Pferd, ohne es zu besehen, und nimmt keinen Bedienten an, ohne ihn vorher zu untersuchen, wozu er tauglich ist. —

Siebenzehntes Kapitel.

Siegfried kämpft mit dem Drachen, der das junge Paar, als er mit seiner heranwachsenden Drachenbrut nach Hause kommt, noch bey dem Nachtisch antrift. Nach hartem und schweren Widerstand, während dessen die Prinzeßinn heimlich von dem Hofkaplan des Hauses für den glücklichen Erfolg ihres Befreyers eine Messe lesen läßt, überwindet und tödtet er den Drachen, wirft das Aas, wie er mit dem Riesen that, zum Stein hinunter, führt die Prinzeßinn im Triumph nach Hause, und wird mit vielen Zeremonien und Feyerlichkeiten in Worms eingeholt.

Indem die beyden Liebenden (ihre Augen hatten sich schon längst ihre gegenseitige Neigung erklärt,) noch bey der Tafel saßen, und

II. T.

P. 304.

und allerley vergnügte Reden führten, kam der ungeheure Drache nebst zwölf Jungen über das Gebirge dahergeflogen, welches von seinem Fluge erschütterte, und, wie der Drachenstein, durch seinen giftigen, feuerspeyenden Hauch gleichsam in Flammen gesetzt wurde, so daß sich die Einwohner, um nicht vor der abscheulichen Hitze zu zerschmelzen, in den untersten Hölen und Klüften der Erde verbergen muste. Dieses that auch die Prinzeßinn Florigunda, nachdem sie sich von ihrem Schreck über des Drachen unvermuthete Ankunft, (denn er blieb oft mehrere Tage aus) erholt hatte; sie entflohe nebst ihren Bedienten in die unterirrdischen Gemächer, weil sie es vor Hitze und Gestank nicht aushalten konnte, und bat den Ritter, um den ihr sehr bange war, ihr zu folgen.

Siegfried aber redete ihr tröstlich zu, und bat sie, sie möchte sich ganz ruhig verhalten, denn die Stunde des Kampfs sey vorhan-

den. Er gürtete hierauf das künstlich gearbeitete Schwerdt, welches ihm der von seinen Händen getödtete Riese nachgewiesen hatte, um seine Lenden, rief das unsichtbare Wesen, welches hoch über den Wolken thront, und durch mancherley Mittelspersonen, die bey den Heiden Untergottheiten heissen, den Menschen wohlthut, um Hülfe und Beystand wider einen so mächtigen Feind an, stieg darauf den Drachenstein hinan, wo sich der Drache, um den Eingang zu bewachen, und denen, die nicht in seine Residenz gehörten, den Ausgang zu verwehren, und dem Ungeheuer beherzt und muthig entgegen.

Der Streit begann; der Drache spiee, sobald er den Ritter ansichtig wurde, aus seinem abscheulichen Rachen die heftigsten Flammen aus, welche unserm Siegfried Angstschweiß auspreßten; und es fehlte nicht viel, daß er ihm mit seinen gewaltigen Klauen den Schild, den er zu seiner Wehr brauchte, weggerissen

hätte.

hätte. Insonderheit versuchte es das Ungeheuer, den Ritter in seinen Schwanz, von ausserordentlicher Länge und sehr vielen Falten, zu verwickeln, um ihn dadurch über den Haufen zu werfen. Aber er bemühete sich vergeblich. Denn es gelang unserm Helden, ihm mit einem Hiebe den Schwanz vom Leibe zu trennen, auf welchen Hieb, der ihn sehr schmerzen muste, ihm das Blut wie Wasser entgieng, und den Stein stromweise hinunterfloß.

Von der großen, unerhörten Hitze, welche der Drache ausdampfte, wären unserm Helden beynahe seine Hörner zerschmolzen, wodurch er den größten Theil seiner Stärke verlohren hätte. Er gieng daher, weil er sahe, daß der Drache zu matt und ungeschickt war, ihm zu folgen (sein siegendes Schwerdt hatte ihn auch bereits des einen Flügels beraubt) etwas auf die Seite, um frische Luft zu schöpfen, und seine durch des Drachen schwefelartige Ausdünstung erweichten Hörner, wieder hart wer-

den zu lassen. Er kehrte darauf nach kurzem Verweilen, mit neuem Muth und mit neuer Stärke begabt, (denn die Fee verrichtete ihr Amt treulich) in den Streit zurück, und schlug mit solcher Gewalt auf das schnaubende Ungeheuer los, daß er dasselbe mitten von einander hieb, und der eine Theil desselben hinter sich den Drachenstein hinunterfiel. Den andern Theil stürzte er, nachdem er demselben den gespaltenen Kopf abgehauen hatte, den er der Prinzeßinn zum Zeichen seines gewissen Sieges vorweisen wollte, ebenfalls von dem Stein, auf welchem das Drachenblut stromweise floß, in die Tiefe, damit der Leichnam dieses getödteten Ungeheuers in Gesellschaft des auf eine ähnliche Art entseelten Riesenkörpers vermodern möchte.

Nach glücklich vollendeten Siege fand sich unser Held so entkräftet, daß er, ehe er noch die verborgene Treppe, welche in den unteren Theil des Drachenstein zu dem Zimmer der Prinzessinn

sinn führte, in Ohnmacht fiel. Zwey von den männlichen Bedienten, welche keck genug waren, unten an der Treppe in einem Winkel zu lauschen, um das Ende des Streits abzuwarten, und der Prinzeßinn sogleich von dem Ausgang desselben Bericht erstatten zu können, hörten den Fall, und eilten ihm zu Hülfe; denn sie schlossen, weil sich die unerträgliche Hitze gelegt und das Brüllen des Drachen, wovon der ganze Fels bewegt wurde, aufgehört hatte, daß keine Gefahr weiter zu besorgen seyn müste.

Sie trugen den entkräfteten Ritter in das Zimmer der Prinzeßinn, begossen ihn abwechselnd mit Wasser und Wein, und hielten ihm starke Gerüche unter die Nase, so, daß er nach Verlauf einer halben Stunde wieder zu sich selbst kam.

Unterdessen, daß die Bedienten den Ritter Siegfried von seiner Ohnmacht zurückgebracht, und ihn von dem Blut, womit er ganz bedeckt war (es war mehr Drachenblut als sein

eigenes) gereinigt hatten, hatte sich auch die Prinzeßinn, die ebenfalls in ihrer Höle, worinn sie sich mit ihren weiblichen Bedienten versteckt hatte, lange ohne Besinnung lag, bey ihrem siegreichen Erretter eingefunden, der seinen Namen, Siegfried, mit so vieler Wahrheit und Würde führte. Sie war über den glücklichen Erfolg seines Unternehmens so gerührt, über des Drachen Tod so erfreut, daß sie sich über das Zeremoniel und äusserliche Dekorum, welches die hergebrachte Mode züchtigen Frauenzimmern gebietet, hinwegsetzte, und dem Helden seine ihrentwegen übernommene Mühe und Lebensgefahr mit einem feurigen Kuß zu vergelten anfieng, der ihm durch alle Nerven und Adern drang, ihm Stärke und Wonne in die Seele hauchte, und den er nicht unerwiedert ließ.

Sogleich wurde Anstalt zu einer frölichen Abendmahlzeit gemacht, denn die Sonne hatte sich bereits ins Meer gesenkt, und die Königinn

niginn der Vögel, die helltönende Nachtigall, sang bereits ihren zufriedenen und lieblichen Abendgesang. Ehe man aber Speise und Trank zu sich nahm, muste der Hofkaplan, welchen der Drache einst bey einer lustigen Bauernhochzeit, wo niemand nüchtern war, ohne, daß er es inne ward, entführt hatte, auf hohen Befehl der Prinzeßinn in der Schloßkapelle des Drachensteins eine stille Messe lesen, und am folgenden Morgen ward ihm aufgegeben, eine Dankpredigt wegen der wunderbaren Errettung so vieler Personen aus der Gewalt des Drachen zu halten, und dabey insonderheit desjenigen zu gedenken, der mit unerhörter Kraft diesen ausserordentlichen Strauß gekämpft und diesen glänzenden Sieg errungen hätte.

Des Hauskaplans zur Abendzeit gehaltene Messe war eine Jägermesse; *) denn ihn hun-

 gerte

*) Jägermesse; so nennt man in der römischkatholischen

gerte und dürstete sehr, und so lange der Streit des Ritters mit dem Drachen dauerte, worüber einige Stunden hingiengen, durfte auf der Prinzeßinn Geheiß niemand von den Bewohnern des Drachensteins etwas geniessen; und seine am folgenden Morgen gehaltene Dank- und Siegespredigt (diese war extemporirt, oder auf gut deutsch aus dem Aermel geschüttelt) fiel so mager und nüchtern, so gezwungen und dürstig aus, daß allen, die sie hörten (es waren aber sämmtliche Einwohner des Drachensteins gegenwärtig) das Wasser im Munde zusammenlief. Doch war der gute Mann zu entschuldigen, weil er seit langer Zeit nicht gepredigt, sondern mehr Messe gelesen, seines Leibes gepflegt und Beichte gehört hatte, weil bey den Katholiken nur selten gepredigt wird.

Re-

tholischen Kirche scherzweise eine Messe, die sehr flüchtig und obenhin gelesen, wofür auch nicht viel bezahlt wird.

Er bekam aber, dieser für ihn streitenden Entschuldigung ohngeachtet, am folgenden Morgen, da die Prinzeßinn mit ihrem Erretter nach allen überstandenen Unruhen abreisete, seinen Abschied. „Ich kann euch, sprach die Prinzeßinn, indem sie ihm noch ein paar Achtgroschenstücke zuwarf, nicht einmal zu meinem Küster brauchen; gehet hin in alle Welt!“ Gott befohlen! —

Am nächstfolgenden Morgen (der Tag nach der Ertödtung des Drachen war ein Ruhe- und Erholungstag) trat dieser siegende Held mit seiner schönen, befreyeten Florigunda die Rückreise nach Worms an. Am Abend vor seiner Abreise fand er noch an einem verborgenen Orte einen Schatz von vielem Gelde, der vermuthlich dem Drachen zugehört hatte; diesen packte er auf ein Kameel, von welchen Thieren drey in den Ställen des Drachensteins standen; auf das zweyte Kameel setzte er, in

Ermangelung anderer Equipage, die Prinzeßinn, und das dritte muste der italienische Knabe, Grisaldo, nebst zwey niedlichen Brünetten einnehmen, welche bisher als Kammerjungfern bey der Prinzeßinn gedient hatten, und welche diese, wenn sie nach Worms zurückkäme, zur Belohnung ihrer treuen Dienste und zum Andenken ihrer vierjährigen Gefangenschaft auf dem Drachenstein zu Hofdamen erheben wollte. Die übrigen Menschen, die sich auf dem Drachenstein befanden, wurden ihres bisherigen Gefängnisses entlassen, und bekamen Freyheit, hinzugehen, wohin sie wollten. Es folgten aber die meisten, ohne Geheiß und Erlaubniß, dem gehörnten Siegfried und seiner schönen Befreyeten nach, welches eine lustige Karavane formirte.

So führte unser Held die Prinzeßinn Florigunda im Triumph nach Hause, und langte nach einer Reise von fünf Tagen, auf welcher er durch eine Räuberbande, die einen Anschlag

auf

auf seinen bey sich habenden Schatz hatte, die er sich aber bald vom Halse schafte, mit seiner schönen Beute glücklich und in aller Stille zu Worms an, so, daß niemand, ausser den Thorschreibern, denen Stillschweigen geboten und mit einer Hand voll Silberstücken das Maul gestopft wurde, etwas von seinem Aufzuge erfuhr. Denn er gedachte den König und die Königinn durch seine und der Prinzeßinn unerwartete Ankunft zu überraschen, damit ihre gemeinschaftliche Freude desto größer sey. —

Die Freude des königlichen Ehepaars, welches sich bereits, als Siegfried mit Florigunden ankam, in seinen Schlafzimmern befand, war, wie man sich leicht vorstellen kann, ausserordentlich; Worte und Redarten fehlten, um die wechselseitigen frohen, dank- und wonnevollen Empfindungen dieser fürstlichen Personen auszudrücken. Indeß begab man sich zur Ruhe. Siegfried muste sich zwey

Tage nebst der Prinzeßinn verborgen halten; am dritten Tage begab er sich in Gesellschaft derselben in einem prächtigen Staatswagen auf ein zwey Meilen von Worms gelegenes königliches Lustschloß, und wurde von da, nach der üblichen Hofetikette, worüber man sehr strenge hielt, mit großem festlichen Gepränge unter dem Zulauf und frohlockenden Zujauchzen einer unzählbaren Menge Volks von dem ganzen Hofstaat und der Ritterschaft, mit welcher sich der übrige Adel verband, eingeholt.

Achtzehntes Kapitel.

Das Büchlein neigt sich zum Beschluß. Feyerlichkeiten über Feyerlichkeiten: worunter Siegfrieds abgelegtes, christliches Glaubensbekänntniß, und seine darauf erfolgte Vermählung mit der Prinzeßin Floriguinda, die der Bischoff selbst einseegnet, die vornehmste ist. Auch wird derselbe nach dem plötzlichen Ableben des Erbprinzen zu Gilbalds Thronfolger erklärt.

Sobald die Prinzeßinn nebst ihrem Befreyer in der königlichen Residenz angelangt war, wurde alsbald ein großes, allgemeines Dankfest wegen ihrer glücklichen Errettung und Zuhausekunft im ganzen Lande verordnet, wobey zugleich eine Kollekte für die Armen in allen Kirchen gesammelt wurde.

Nach

Nach geendigtem Dankfeste schrieb der König ein Ritterstechen aus, wobey sich auch die beyden jüngsten Söhne des Königs, Genserich und Wilibald, einfanden, die sehr neidisch und mißvergnügt darüber waren, da sie sahen, daß Siegfried zum drittenmal den Preis davon trug. Noch stärker aber ward ihre Unzufriedenheit und ihr Mißvergnügen vermehrt, da sie aus allen Anstalten und Umständen merkten, daß Siegfried ihr Schwager werden, und einst an den Gütern ihres Hauses Theil nehmen würde.

Am dritten Tage des Ritterstechens, da Siegfried den Preis davon trug, ließ der König den Ritter zu sich kommen, und redete ihn also an: „Es ist Zeit, edler Ritter, daß ich eure an mir und meinem Hause bewiesene Treue nach meinem Vermögen belohne. Ihr habt meine Tochter mit Gefahr eures jungen Lebens den Klauen des Drachens entrissen, und sie gesund und glücklich wieder zu uns gebracht: lieber, was geb ich euch dafür? Ich habe unter allen meinen Schätzen keinen, der mir theurer wäre, denn Florigunda. Wohlan, nehmt sie hin; sie sey eure Gemahlinn, denn ich weiß, daß ihr sie lieb habt, und

die

die Hälfte meiner jährlichen Einkünfte sey euch zum Brautschatz und zur Mitgabe bestimmt.

Zugleich ließ der König die Prinzeßinn rufen, erklärte ihr seine Willensmeinung, verlangte auch ihre aufrichtige Gesinnung zu wissen. „Euer Wille, mein Vater, sprach sie, ist mein Gesetz; die Vorsehung hat mir diesen tapfern Ritter zum Ehemann bestimmt, ihn liebe ich, wie mich selbst, denn er ist es werth, ihn nehme ich auch, und keinen andern.‘ Hierauf umarmte Siegfried die Prinzeßinn, hängte ihr die goldene Kette, die er einst beym Turnier zum Preise davon getragen hatte, um den Hals, und sie versicherten sich einander beständige Ergebenheit und Treue. Ehe die Ritterschaft und der fremde, zum Turnier gekommene Adel aus einander gieng, wurde die zwischen dem Ritter und königlichen Prinzen, Siegfried aus Utopien eines, und der Prinzeßinn Florigunda andern Theils obschwebende Verbindung mit den gewöhnlichen Formalitäten bekannt gemacht, und noch an dem Abend desselbigen Tages wurde im Beyseyn des Bischofs, des Hofkaplans, und vieler andern vornehmen geistlichen u. weltlichen

chen Herren die feyerliche Verlobung gehalten, wobey der Hofprediger eine kurze, wohlgesetzte Rede hielt.

Am Tage nach der Verlobung ließ der König den Ritter abermals vor sich kommen, und sprach zu ihm: „Mein lieber Sohn, ich habe euch bisher, da ihr mir noch nicht so nahe angienget, ungestört bey euerm väterlichen Glauben gelassen, und würde euch auch nicht vermocht oder überredet haben, hierinn anders Sinnes zu werden; da sich aber die Umstände geändert haben, und ihr nun, zum Trost und zur Freude meines Alters, mein Eidam werdet, so will es sich nicht anders thun lassen, als daß ihr euch zur christlichen Religion bekennet, nachdem ihr durch meinen Hofprediger darinn unterwiesen seyd. Wollt ihr euch dazu entschliessen?“

„Herzlich gern, antwortete Siegfried, und noch heute will ich, wenns Ew. Majestät gefällt, den Anfang machen, mich in eurer Religion unterweisen zu lassen, die mir schon von der besten Seite aus verschiedenen Kennzeichen bekannt ist.“

Sogleich erhielt der Hofprediger den Auftrag, sich in des Prinzen Siegfried

Woh-

Wohnung zuverfügen, mit demselben ein christliches Gespräch über Religionssachen zu halten, und ihm alsdenn alle Tage eine, oder auch nach Befinden und des Prinzen eigenem Erfordern zwey Stunden Unterricht in der christlichen Religion zuertheilen, für welche Bemühung er denn nach geschehener Einseegnung desselben besonders bezahlt werden sollte.

Der Hofkaplan, diesem königlichen Befehl gehorsam, und der Belohnung, die ihm dafür zu Theil werden sollte, stets eingedenk, begann seinen Unterricht bey dem Prinzen. Dieser machte ihm aber durch seine sinnreichen Fragen und Einwendungen viel zu schaffen. Er wußte gemeiniglich nicht viel auf diese Fragen zu antworten; er sagte: die heilige Schrift nenne solche Fragen ungezogen und fürwitzig, und es stehe geschrieben: „Man müsse seine Vernunft, die immer oben hinaus und alles besser wissen wolle, gefangen nehmen unter den Gehorsam des Glaubens.„ Dies befriedigte aber den Prinzen nicht, und er sehnte sich nach dem Ende dieses sonderbaren Unterrichts; entschlossen, die Religion, zu der er sich bekennen wollte, selbst, mit Anwendung seiner Ver-

standeskräfte, in ihren Quellen zu studiren, und sich nicht an das Pfaffengeschwätz zu kehren.

Im Grunde war der Hofpater so orthodox und eifrigkatholisch nicht, als er sich anstellte; er handelte aber der Klugheit gemäß, wenn er den Kirchensatzungen in allen Stücken auf das pünktlichste zu folgen, affektirte, denn er hatte beym Gegentheil sehr viel zu befahren.

Nachdem der Hofpater seinen Unterricht bey unserm Siegfried zwey Monate lang fortgesetzt, und dieser die Hauptwahrheiten des christ-katholischen Glaubens gefaßt hatte, verlangte er, konfirmirt, oder gefirmelt, und zu den heiligen Sakramenten gelassen zu werden. Siegfried legte also, nachdem ihn der Bischof selbst in Gegenwart des Hofpaters und der königlichen Familie über seinen neuen Glauben befragt und geprüft hatte, in der Schloß u. Domkirche öffentlich sein Glaubensbekenntniß ab, worauf sogleich die Firmelung geschahe. Am nächstfolgenden Sonntage wurde auf des Königs Befehl für Siegfrieds Gelangung zum Christenthum eine Dankpredigt und hohe Messe in allen Kirchen gehalten.

Da also nun kein Hinderniß weiter übrig war, welches die genaueste Vereinigung zwey-

er sich liebenden Herzen hätte verzögern oder hintertreiben können: so wurden endlich alle nöthige Vorkehrungen zum feyerlichen Beylager gemacht. Man lud dazu viel benachbarte und entfernte regierende Herrn ein, mit denen König Gilbald in irgend einer Verbindung stand; vor allen Dingen erhielten der König Sieghard und seine Gemahlinn, Siegfrieds Aeltern, durch einen Eilboten den ersten Hochzeitbrief, die sich auch ungesäumt einstellten, ob sie gleich weit zu reisen hatten, um ihres Sohnes Freude und seinem Ehrentage beyzuwohnen.

Die Zusammengebung des jungen Ehepaars kam eigentlich dem Hofprediger zu; weil sichs aber der Bischof ausgebeten hatte, solche verrichten zu dürfen, so muste es sich der Hofprediger gefallen lassen: er erhielt aber demohngeachtet seine Trauungsgebühren, und es wurde nach vollbrachter Zeremonie auf dem Hochaltar für ihn geopfert. Lange hatte der gute Pfaffe keine solche Einahme gehabt, und er schmunzelte recht, da ihm der Kirchner die eingesiegelten Papierchen von dem Opfertisch brachte, wobey es übrigens ganz gewissenhaft zugieng, weil der Kirchner von dem

Pfarrer auch für das Zusammenscharren des geopferten Geldes ein willkührliches Honorarium bekam. —

Vierzehn Tage lang währte die Feyerlichkeit des Beylagers; an jedem dieser Tage wurde eine Menge Armen gespeiset und als diese Tage um waren, gieng ein jeder an seine Arbeit und an seinen Bestimmungsort zurück. Der König Sieghard aber hielt sich noch eine Zeitlang an Gilbalds Hofe auf, denn er hatte seinem Oberkämmerer Ehrenfried, während seiner Abwesenheit die Regierungsgeschäfte übertragen.

Einige Wochen nach Siegfrieds Vermählung mit der schönen Florigunda starb der königliche Erbprinz, Erdmund, plötzlich an einer starken Erkältung zum großen Leidwesen des königlichen Hauses, und Siegfried wurde, weil die beyden jüngsten Söhne des Königs abwesend und ihm ungehorsam waren, öffentlich zum Erbprinzen und Thronfolger erklärt; dieses geschahe kurz vor des König Sieghards Abreise, dem das Glück seines Sohnes ungemein viel Freude erweckte.

Neun-

Neunzehntes Kapitel.

Siegfried gelangt nach des Königs Gilbald Tode zur Regierung; seine Gemahlin gebiert ihm einen Prinzen. Seine Regierung ist aber von kurzer Dauer. Er wird, nachdem er vier Jahre auf dem Thron gesessen, von seinem jüngsten Schwager meuchelmörderischer Weise ums Leben gebracht.

Siegfried hatte mit der schönen Florigunda ohngefähr ein Jahr in den vergnügtesten Ehestande gelebt, als sein Schwiegervater Gilbald mit Tode abgieng. Er bestieg hierauf mit allgemeiner Zufriedenheit den Thron, und ließ sich in allen seinen weitläuftigen Provinzen huldigen. Nur seine beyden Schwäger murreten über seine Thronbesteigung, denn ihnen hatte der König nur et-

was von den neueroberten Ländern zu ihrem Erbtheil vermacht, weil sie immer widerspenstig, und insonderheit dem tapfern Siegfried aufsätzig gewesen waren. Indeß konnten sie vor der Hand nichts wider ihn unternehmen, sondern musten ihm unterthänig seyn; dennoch behielten sie den Groll im Herzen, stellten sich freundlich und demüthig gegen ihn an, und gedachten, zu gelegener Zeit hinterlistigerweise sich an ihm zu rächen.

Kurz nach des König Gilbalds Tode gebahr die nunmehrige Königinn Florigunda ihrem Gemahl einen Prinzen von ungemein schöner Leibesgestalt, welcher in der Taufe den Namen Löwenhard erhielt, denn sein Vater gieng damit um, einen mannhaften Ritter dereinst aus ihm zu machen, erlebte aber solche Freude nicht, wie wir bald hören werden.

Siegfried, der ein großer Liebhaber der Jägerey war, womit er sich oft ganz allein belustigte, stellte im vierten Jahr seiner Regierung eine große Jagd an, zu welcher er unter andern seine beyden Schwäger einlud, ob er gleich wußte, daß sie nichts Gutes gegen ihn im Sinne hatten, denn er meinte sie durch

solche

solche höfliche Einladung zu gewinnen; aber er irrete sich sehr.

Die beyden Prinzen stellten sich ein, und wohnten der Jagd bey. Es war ein sehr heisser Tag, und weil der König Siegfried sich sehr erhitzt hatte, so begab er sich ohne Begleitung zu einem Brunnen im Eckerwalde, um sich daselbst abzukühlen. Sein jüngster Schwager, der am meisten auf ihn erbittert war, schlich ihm nach, und da er sahe, daß er sein Haupt der Kühlung wegen in den Brunnen neigte, rannte er von hinten zu, und stach ihn mit seinem Rapier zwischen beyde Schultern, wo er nicht hornicht und unverwundbar, sondern fleischicht war. Die Spitze des Rapiers gieng bis in die Brust hinein, so daß der König davon auf der Stelle todt blieb.

So endigte unser Held, der seinen Namen in Osten und Westen berühmt gemacht und so viel Ebentheuer bestanden hatte, auf eine schlechte, elende Art sein jugendliches Leben. Sein früher Tod war für seine Gemahlinn ein Donnerschlag; sie glaubte ihn nicht zu überleben. Es blieb aber sein Tod nicht ungerochen. Denn beyde Prinzen, des König Gilbalds Söhne, wurden von dem Könige

Sieg-

Sieghard, nach dem ihm Florigunda ihre Noth geklagt hatte, mit Krieg überzogen, in welchem der jüngste, Siegfrieds Mörder, auf die jämmerlichste Weise ums Leben kam; denn er muste an seinen empfangenen Wunden, ohne Arzt und Hülfe, eines langsamen Todes sterben.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Kindleben, Christian Wilhelm, 1748-1785

Der gehörnte Siegfried ein Volksroman

Bd.: 2

[S.l.] (1783)

P.o.germ. 721 c-1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10112273-2
VD18 90372034